

Franz Nikolasch

(Hrsg.)

SYMPOSIUM

ZUR

GESCHICHTE VON MILLSTATT

UND KÄRNTEN

2005

Das Amphitheater und das Militärlager von Virunum.....	2
<i>Renate Jernej</i>	
Die Grabungskampagne 2004 auf der Gurina im Oberen Gailtal.....	17
<i>Peter Gamper</i>	
Neue Funde der Ostgotenzeit in Kärnten (493 – 536) - Die Kirchen auf dem Hemmaberg und das Gräberfeld im Tal bei Globasnitz.....	23
<i>Franz Glaser</i>	
Ein karantanischer Adelsfriedhof über Grabelsdorf.....	56
<i>Paul Gleirscher</i>	
Die <i>Plebs</i> und ihre <i>Tituli</i> in der alten Salzburger Diözese.....	67
<i>Karl Amon</i>	
Der Beitrag Felix von Luschans zur Erforschung von Lykien und das Grabmal des Uwemi in Lymira	75
<i>Peter Ruggendorfer</i>	

*Das Symposium wurde mit Unterstützung durch die Kulturabteilung der Kärntner
Landesregierung und durch den Geschichtsverein für Kärnten veranstaltet.*

Das Amphitheater und das Militärlager von Virunum

Renate Jenej

Zur Lage und Forschungsgeschichte von Virunum

Die antike Stadt Virunum liegt im Kärntner Zentralraum am Zollfeld in der Marktgemeinde Maria Saal und damit wenige Kilometer nördlich der Kärntner Landeshauptstadt Klagenfurt. Oberirdisch sind für das ungeübte Auge nur wenige verwachsene Überreste auszumachen und das, obwohl Virunum auf eine gut dreihundertjährige Forschungsgeschichte zurückblicken kann. Ende des 17. Jahrhunderts war der Landschaftssekretär Johannes Dominikus Prunner der erste namentlich bekannte Erforscher der antiken Überreste, die damals noch zum Teil gut sichtbar die Ebene bedeckten. Seine Forschungen hielt Prunner in dem 1691 erschienen Werk *Splendor antiquae urbis Salae* fest – in der irrigen Annahme, hier auf die Überreste der antiken Stadt Sala gestoßen zu sein. Bis heute ist die von ihm gestiftete und dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, das sogenannte Prunner-Kreuz, mit seinen eingemauerten Steindenkmälern der beste Anhaltspunkt für die Lokalisierung der Stadt. Forum und Kapitol liegen südlich dieser Kapelle, ein bisher nicht erforschter Bezirk, der in der Forschung als „ara Noricorum“, der heilige Bezirk der Noriker bezeichnet wird, nördlich hiervon. Im Westen und Südwesten schließen sich Wohnbauten an, nach Osten zieht sich die Bebauung den Töltschacher Berg hinauf, wo das Amphitheater, der sogenannte „Palast des Statthalters“ und das Bühnentheater lokalisiert sind. Die Terrasse oberhalb des Amphitheaters galt bis vor wenigen Jahren als unverbaut – eine Ansicht die durch neue luftbildarchäologische Erkenntnisse als überholt zu bezeichnen ist.

Nach Prunner fanden seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, als Soldaten auf Anweisung der Erzherzogin Marianne, der Tochter Kaiserin Maria Theresias, am Zollfeld gruben, wiederholt Ausgrabungen statt. Den wissenschaftlichen Ansprüchen der Zeit entsprechend setzten sie in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts ein, als der Grazer Universitätsprofessor Fritz Pichler das Stadtgebiet mit Sondageschnitten

überzog und seine Erkenntnisse in seinem 1888 erschienen Band „Virunum“ veröffentlichte. In den folgenden Jahrzehnten waren es vor allem Eduard Nowotny und Rudolf Egger, die Grabungen ausführen ließen und dabei den sogenannten „Bäderbezirk“ (Insula I), Forum und Kapitol, die Insula IV, das Dolichenum, den Podiumstempel und das Bühnentheater untersuchten. In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts kamen die Forschungen zum Erliegen. Es dauerte gut 50 Jahre ehe Virunum wieder jene Aufmerksamkeit bekam, die der ehemaligen Hauptstadt der Provinz Noricum zukam. Ortolf Harl veröffentlichte 1989 einen aktualisierten Stadtplan von Virunum, der die bisherigen Grabungserkenntnisse – die Grabungen waren ausnahmslos alle wieder zugeschüttet worden – mit Luftbildarchäologischen Erkenntnissen vereinte. Die Luftbildarchäologie ist neben der archäologischen Feldforschung somit die wichtigste Quelle unserer Kenntnisse über die Topografie des antiken Virunum. Kleinere Grabungen im westlichen Stadtgebiet und entlang der Bahntrasse folgten, ehe 1998 die Grabungen im Amphitheater aufgenommen wurden (Abb. 1).

Die Grabungen im Amphitheater

Die erste oberflächliche Identifizierung des Baus, der auf halber Höhe des Töltschacher Hanges im Wald gelegen war, erfolgte durch Franz Jantsch im Herbst 1934. Die ungewöhnliche Längserstreckung von gut 100 m und die relativ geringe Breite von rund 40 m des unter dem Waldboden erkenntlichen Baus ließen Jantsch auch daran denken, dass es sich hier anstatt um ein Amphitheater um einen Zirkus handeln könnte. Es dauerte über 60 Jahre ehe begonnen wurde, die Identifizierung Jantsch` zu überprüfen. Im Sommer 1997 wurde das Gebiet gerodet und im Frühjahr 1998 wurden die Grabungen aufgenommen. Träger des Projekts, das mit Unterstützung des Arbeitsmarktservice und des Landes Kärnten durchgeführt wurde, war zu diesem Zeitpunkt die Marktgemeinde Maria Saal. In vier Grabungssaisonen wurden bis insgesamt 2001 rund zwei Drittel des Amphitheaters freigelegt. Ermöglicht wurde dies durch hohen Personaleinsatz (bis zu 29 Personen) und die außergewöhnlich lange jährliche Grabungsdauer (bis zu 30 Wochen).

Es wurde zunächst in dem Nord-Süd orientierten Bau im nördlichen Drittel ein Ost-West Querschnitt von fünf Meter Breite angelegt, da zunächst Rückschlüsse über Aufbau und

Erhaltungszustand gewonnen werden sollten. Nur wenige Zentimeter unter dem Bodenniveau wurden bereits die Oberkanten von kalkgemörtelten Bruchsteinmauern erreicht (Abb. 2).

Der Aufbau und die Holztribünen

Rund um den zentralen Platz der *arena* (ca. 94 x 32 m) sind zwei parallele Mauerringe situiert, die in einem Abstand von rund fünf Metern zueinander stehen. Diese Mauern begrenzen den Zuschauerbereich, die *cavea*. Zwischen diesen beiden Mauerringen sind in regelmäßigen Abständen von rund 2,5 m zueinander Quer- oder Radialmauer eingezogen, die der Konstruktion im Fundamentbereich Halt geben. Die Gesamtgröße des Baus erreicht beachtliche 108 x 46 m. Lediglich im nordöstlichen Viertel ist ein weiterer Mauerring eingezogen, der sich in einem Abstand von 0,6 m zur arenaseitigen Mauer in der *Cavea* befindet. Die Ursache für die bauliche Abweichung ist in der besonderen Lage und Untergrundbeschaffenheit in diesem Bereich zu sehen: Der gesamte Bau wurde auf eine Terrasse in den Hang gesetzt, die teilweise künstlich durch Abgraben an der Hangseite und Aufschütten an der Talseite gewonnen wurde. Im Grundriss des Baus ist zu erkennen, dass sich die Arena nach Norden hin verjüngt, wohingegen der nordöstliche Zuschauerbereich nach Osten hin ausbiegt. Und in eben jenen Bereich ist der dritte Mauerring eingezogen. Ursache für diese Abweichungen waren einerseits die sich verschmälernde Terrasse und andererseits das hier vorhandene Quell- und Hangwasser (siehe unten). Der dritte Mauerring wurde eingezogen, um hier einen Ringkanal zu schaffen, um dadurch die wasserbedingten Bauprobleme zu kanalisieren (Abb. 3).

Der Erhaltungszustand der Mauern war teilweise mit bis zu drei Metern über Fundament äußerst beachtlich. Das Fundament erreichte dort, wo es ergraben wurde, eine Höhe von 1,2 m, so dass die Mauern insgesamt auf bis zu über vier Meter hoch aufgehend erhalten waren. In den hoch genug aufgehenden Mauerpartien an der Innenseite der äußeren *Cavea*-Mauern fanden sich Ausnehmungen für ca. 0,2 x 0,2 m große Balken. Die regelmäßig eingefügten Quermauern bildeten zusammen mit diesen Balkenausnehmungen eine vortreffliche Basis für den Einbau von Holztribünen. Dass diese in der ersten Bauphase tatsächlich vorhanden waren und unmittelbar auf den Quermauern aufsetzten, bewiesen auch körperlich erhaltene Balken auf den Mauern im

Nordwestviertel der Cavea. Diese erste Holzkonstruktion war einem Brand zum Opfer gefallen, wodurch sich die verkohlten Balken im nachträglich aufgebrachtene Erdbreich erhalten hatten.

Die Mauern selbst waren arenaseitig weiß verputzt. Reste des Verputzes, in mehreren Schichten übereinander, konnten an mehreren Stellen festgestellt werden, insbesondere aber im nordwestlichen Viertel an der Cavea-Innenmauer.

Insgesamt lässt sich rekonstruieren, dass zwischen den Mauerringen rund sieben bis acht Sitzreihen Platz fanden. Aufgrund der Größe des Baus konnten damit ca. 3000–4000 Zuseher den Spielen im Amphitheater von Virunum beiwohnen.

Die Tore und die Zugänge

An den Schmalseiten im Norden und Süden verfügte das Amphitheater über Tore, die einen Zugang zur Arena ermöglichten. In der ersten Bauphase waren diese Tore rund 3,50 m breit. Im Bereich des großflächig ergrabenen Nordtores zeigte sich, dass das Tor rund 50 Jahre nach der Erbauung umgebaut und erweitert wurde: Führte zunächst ein einfacher Torbogen in die Arena, so wurde nunmehr vermutlich ein Doppeltor erbaut, jedenfalls aber die Toröffnung auf rund 7 m erweitert. Eine ähnliche Maßnahme zeichnete sich im Grabungsbefund auch für das Südtor ab, allerdings erfolgte hier keine vollständige Ergrabung.

Neben diesen beiden Zugängen, die einen feierlichen Einzug ermöglichten, verfügte das Amphitheater von Virunum auch über einen unterirdischen Zugang (Abb. 4). Unter der West-Cavea hindurch führte ein über 20 m langer unterirdischer Gang zu einem zentralen Schacht in der Mitte der Arena. Der Zugang zu diesem Gang war vollständig erhalten, der Gang selbst, der über einen mit Steinplatten gepflasterten Boden verfügte, jedoch mit antiken Schichten verfüllt. Unter der Cavea sorgte ein Steingewölbe als Deckenkonstruktion für die nötige Druckableitung. In der Arena bestand der Gang aus gemauerten Seitenwänden, die Deckung war mit bis zu 2,20 m langen Schieferplatten ausgeführt. Dieser Bedienungsgang, der effektvolle Auf- und Abtritte während der Spiele ermöglichte, war jedoch nur kurze Zeit in Verwendung: Die von den antiken Baumeistern gewählte Form der Deckung mit Schieferplatten erwies sich als nicht haltbar, so dass die Platten bereits antik in der Mitte brachen, in den Gang stürzten und dieser dadurch unbrauchbar wurde. In der Folge wurde der Zugang aufgegeben und verfüllt.

Neben den Akteuren mussten selbstverständlich auch die Zuseher zu ihren Plätzen gelangen können. In den vollständig ergrabenen südwestlichen und nordöstlichen Vierteln konnten insgesamt fünf Zugänge freigelegt werden, zwei im Südwesten und drei im Nordosten, wovon zwei (Zugang 4 und 5) im Laufe der Nutzung des Amphitheaters aufgegeben worden waren. In den Außenmauern zeichneten sich jedoch noch deutlich die ehemaligen Öffnungen ab, die nun vermauert waren. Die Zugänge waren über 2 m breit und führten in die Cavea, von wo aus der weitere Zugang über Holztreppe auf die Tribünen erfolgte. In der nordöstlichen Cavea verfügten die Zugänge unter der steinernen Schwelle über Einlässe für das von außen anfallende Regenwasser, das durch kleine Kanäle in den Ringkanal abgeleitet wurde.

Die Quellfassung im Nordtor: Die Dendro-Datierung des Baus

Der Töltschacher Hang ist reich an Quellen, die teilweise bis heute in Verwendung stehen. Bereits in antiker Zeit wurden diese Quellen genutzt, um das römische Virunum mit Frischwasser zu versorgen, wie dies durch die Grabungen nachgewiesen werden konnte. Im Bereich des Nordtores wurde am östlichen Rand eine hölzerne Quellfassung freigelegt. Diese aus Eichenbohlen zusammengesetzte, annähernd quadratische Quellfassung (ca. 1 x 1 m) lag stratigrafisch eindeutig unter dem Amphitheaterbau. So weicht die nordöstliche äußere Cavea-Mauer in der Orientierung nach Norden ab, um die Quelle nicht direkt zu überbauen. Von der Quelle weg führten insgesamt sechs Rohrleitungen aus Tannenholz Richtung Westen und damit Richtung Tal und Stadt. Aufgrund des feuchten Terrains – die Grabungen waren nur bei ständigem Einsatz einer Tauchpumpe möglich – hatten sich die Rohre z. T. ausgezeichnet erhalten. Die einzelnen Rohre erreichten eine Länge von bis zu sechs Metern, die Elemente waren mit einfachen Steckverbindungen miteinander verbunden. Die hohe Anzahl der Leitungen mit insgesamt sechs erklärt sich aus den wiederholten Erneuerungen der Rohrsysteme. Und interessant ist in diesem Zusammenhang das Verhältnis der Rohrführungen zu den Amphitheatermauern in diesem Bereich: Die westliche Torwange der ersten Bauperiode überbaut die älteste Rohrleitung derart, dass in die Mauer eine gemauerte Ausnehmung eingefügt wurde, um das Rohr nicht zu beschädigen. Die folgenden Rohrleitungen hingegen führen um diese Mauer herum. Damit ist aber

eindeutig, dass die erste Rohrleitung bereits vorhanden war, ehe das Amphitheater gebaut wurde. Die folgenden Erneuerungen wurden jedoch erst vorgenommen, als der Bau bereits stand. Somit ist auch die Quellfassung älter als der Amphitheaterbau (Abb. 5).

Rund um die Quellfassung konnten noch weitere Holzteile geborgen werden, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Amphitheater standen, sondern ältere Baumaßnahmen rund um die Quelle darstellten. Eine exakte Funktionszuordnung war nicht mehr möglich, jedoch war eindeutig festzustellen, dass sie stratigrafisch tiefer und damit älter als das Amphitheater waren. Einer dieser Holzteile konnte von O. Cichocki (Wien) dendro-chronologisch bestimmt werden. Es handelt sich dabei um Tannenholz, das 131 n. Chr. gefällt wurde. Damit ergibt sich aber auch ein Datierungsansatz für den Erstbau des Amphitheaters, das danach errichtet worden sein muss und somit als späthadrianischer Bau einzustufen ist.

Das Nemeseum und das Nutzungsende des Baus

Neben der Entstehungszeit des Amphitheaters gibt es auch für das Ende der Nutzung aufgrund des archäologischen Befundes gute Datierungsansätze. Die Grabungen im östlichen Scheitel des Baus brachten zunächst eine äußerst massive Steinpackung zu Tage, die sich von der inneren Cavea-Mauer weg bis zu 2,5 m weit in die Arena erstreckte. Die Entfernung des oberen Teils der Steinpackung führte zur Entdeckung zweier rund 60 x 40 cm großer Marmorreliefs, die beide Darstellungen der Schicksalsgöttin Nemesis und eines Opferaktes bei einem zentralen Altar zeigen. Die Reliefs waren offensichtlich nicht verstürzt, sondern sorgfältig beinahe senkrecht an die Cavea-Innenmauer gelehnt und abgedeckt worden (Abb. 6). Das weitere Abtragen der Steinpackung führte zur Entdeckung von drei 0,5–0,6 m hohen Marmoraltären, die aufrecht an der inneren Cavea-Mauer standen. Lediglich der südliche Altar war offensichtlich aufgrund der Einwirkung der Steinabdeckung leicht nach vorne gekippt (Abb. 7). Zwei der Altären sind ebenfalls der Nemesis geweiht, eines den Reitergottheiten der Campestrin. Der nördliche Altar war bei seiner Auffindung mit einer schmalen, länglichen Steinplatte abgedeckt. Unter der Steinplatte lagen auf dem Altar zwei Münzen, je ein Antoninian der Kaiser Aurelianus (270–275 n. Chr.) und Probus (276–282 n. Chr.). Damit war jeder Zweifel ausgeräumt, dass es sich hier um eine

zufällige Fundsituation handeln könnte. Offensichtlich lag hier ein intentioneller Verbergungsakt vor, der das Kultgerät des ehemaligen Nemeseums des Amphitheaters betraf. Tatsächlich zeigten die weiteren Grabungen, dass sich südlich der Altärchen in der inneren Cavea-Mauer ein Zugang befand, der in einen dahinter liegenden Raum führte. In diesem knapp 5 x 6 m großen Raum ist das ehemalige Nemeseum zu sehen. Rund um die Altärchen waren insgesamt 47 Münzen auf wenige Quadratmeter konzentriert verteilt – ein weiteres Indiz für Opferakte in diesem Bereich. Das Nemeseum selbst war ebenfalls mit Stein- und Erdreich massiv verfüllt. Außerdem traten in der nordwestlichen Ecke vermehrt Bruchstücke von weiteren Altärchen auf, während sich im Eingangsbereich eine der beiden vollständig erhaltenen Bauinschriften (siehe unten) mit der Schauseite nach unten fand. Der Raum war somit absichtlich unzugänglich gemacht worden, indem man ihn verfüllte und die innere Cavea-Mauer teilweise abtrug, um mit dem damit gewonnenen Steinmaterial die Altärchen und die Reliefs zu verbergen. Dieser teilweise Abriss der Mauer und die damit verbundene Aufbringung der für Spiele störenden Steinpackung im Inneren der Arena lässt es als sehr unwahrscheinlich erachten, dass nach diesem Verbergungsakt das Amphitheater noch genutzt wurde. Die jüngste Fundmünze im Kontext der kultischen Verbergung stellt ein Follis des Licinius aus den Jahren 315–316 n. Chr. dar. Die jüngste Fundmünze aus dem gesamten ergrabenen Bereich des Amphitheaters ist ebenfalls ein Follis des Licinius aus den Jahren 320–321 n. Chr. Auch das übrige Fundspektrum, das von Ch. Gugl ausgewertet wurde, gibt keinen Hinweis auf eine Nutzung des Baus nach dieser Zeit. Damit wird das Ende der Nutzung des Amphitheaters in das 2. Viertel des 4. Jahrhunderts zu setzen sein, was eine knapp 200jährige Benutzung ergibt.

Die Bauinschriften

Die knapp 200jährige Nutzungszeit machte mehrmalige Renovierungen und Umbauten notwendig. Diese ließen sich teilweise im Befund ablesen – Aufschüttungen in der Cavea, Erweiterung der Nordtores, Verfüllen des unterirdischen Zugangs, Erneuerung des Innenputzes – andererseits liegen auch epigrafische Hinweise vor, die von H. Dolenz bearbeitet wurden. Dazu gehören auch zwei vollständig erhaltene Bauinschriften, die neben den Funden im Bereich des Nemeseums zu den spektakulärsten Einzelobjekten aus der Amphitheater-Grabung gehören.

Die erste Bauinschrift wurde 1998 als Teil der Verfüllung des unterirdischen Zugangs nahe der inneren Cavemauer gefunden. Die rund 130 x 90 cm große Marmortafel lag mit der Schauseite nach unten. Nach der Weiheformel „*Pro Salute*“ sind die folgenden zwei Zeilen eradiert, allerdings war eine Lesung bei Schrägliegt möglich. Die Tafel berichtet von Renovierungsarbeiten zur Zeit von Kaiser Commodus, die der Duumvir Sextus Sabineus Maximus 183–184 n. Chr. vornehmen ließ. Neben der Neuausstattung mit Verputz wurden die Tore und Zugänge neu gebaut (*aditus et portas nova de suo fecit*), was auf massive Umbauten schließen lässt (Abb. 8). Das korreliert gut mit dem Befund im Nordtor, wo große Umbauten in Form der Torerweiterung festzustellen waren, so dass man hierin eine Übereinstimmung zwischen Grabungsbefund und epigrafischen Beleg sehen darf.

Die zweite vollständige Inschrift wurde, wie bereits erwähnt, 1999 im Eingangsbereich des Nemeseums gefunden. Die mit ca. 60 x 90 cm ein wenig geringer dimensionierte Tafel weist ebenfalls eine Eradierung der Kaisernennung auf, die aber in diesem Fall mühelos zu entziffern ist. Die Inschrift wurde „*Pro Salute*“ der Kaiser Maximinus und Maximus Thrax von C. Cassius Honoratus angefertigt und erinnert an den Neuaufbau einer auf ca. 12 m Länge eingestürzten Mauer, den Neubau eines Tores sowie die Ausgestaltung des Podiums mit Verputz und Malerei. Die Inschrift ist auf den Tag genau auf den 15. Mai 237 n. Chr. datiert (Abb. 9). Diese exakte Datierung lässt darauf schließen, dass an diesem Tag Spiele stattfanden, mit denen die von C. Cassius Honoratus finanzierten Umbauten eingeweiht wurden.

Neben diesen vollständigen Inschriften wurden noch Bruchstücke von insgesamt vier weiteren Inschriften gefunden, wobei drei davon ebenfalls Renovierungsinschriften aus severischer Zeit darstellen.

Zur Baugeschichte

Die Kombination von archäologischer Befundung, epigrafischen Belegen und dendrochronologischer Untersuchung erlauben eine gute Rekonstruktion der Baugeschichte des Amphitheaters von Virunum. Frühestens in den späten 30er Jahren des 2. Jahrhunderts n. Chr. erbaut, wurden rund 50 Jahre nach der Erbauung in den Jahren 183–184 n. Chr. größere Umbauten und Renovierungen vorgenommen. Dieser renovierte Bau fiel in severischer Zeit einem der zwei nachweisbaren Großbrände

(münzstratifiziert nach dem Jahr 193 n. Chr.) zum Opfer. Dass in severischer Zeit Renovierungen vorgenommen wurden, ist auch durch die Inschriftenfragmente belegt, die von Ausbesserungsarbeiten am Verputz bzw. an den Mauern zeugen. Der zweite Großbrand im Amphitheater ist in die frühen 270er Jahre zu setzen. Aus der darüber liegenden Renovierungsschicht, die einen auffallend hohen Anteil an außergewöhnlich großen Marmorfragmenten und Malereibruchstücken aufweist, stammen vermehrt Münzen der Kaiser Aurelianus (270–275 n. Chr.) und Tacitus (275–276 n. Chr.). Über den Auslöser dieses Brandes kann nur spekuliert werden, wenngleich das Datum an einen Zusammenhang mit den Alamanneneinfällen denken lässt.

Im Zuge der Renovierungsarbeiten in fast zweihundert Nutzungsjahren wurden mannigfache Veränderungen vorgenommen. So wurden in der Cavea bis zu 2 m hohe Erdschichten aufgebracht, die Tore umgestaltet, der unterirdische Zugang verfüllt und das Kanalsystem verändert (Einzug eines Kanals im Nordtor, Stilllegung des Ringkanals). Mit der Verbergung eines Teiles des Kultinventars aus dem Nemeseum (Altärchen und Reliefs) endet die Nutzung des Amphitheaters im 2. Viertel des 4. Jahrhunderts. Ein Zusammenhang mit dem aufkommenden Christentum ist dabei als Mitauslöser wahrscheinlich, wenngleich die veränderte wirtschaftliche und politische Rolle Virunums ebenfalls berücksichtigt werden muss.

Die Entdeckung des Militärlagers

Am 27. September 2001 anlässlich einer Ballonfahrt über das Zollfeld zeichneten sich aufgrund der ausgezeichneten thermischen Verhältnisse und der günstigen Jahres- und Tageszeit sich auf der Terrasse nordöstlich des Amphitheaters bisher luftbildarchäologisch noch nicht erfasste Befunde ab. M. Doneus führte eine photogrammetrische Auswertung der Aufnahmen am Luftbildarchiv des Wiener Instituts für Ur- und Frühgeschichte durch, die Auswertung erfolgte in Zusammenarbeit mit Ch. Gugl (Abb. 10). Zu erkennen ist die Hälfte eines Rechtecks wobei der sichtbare Ausschnitt in Nord-Süd-Richtung (3) etwa 128 m, und in Ost-West-Richtung (1) ca. 138 m umfasst. Eine Begehung des Geländes zeigte, dass sich das Rechteck im Waldgebiet fortsetzt. Innerhalb dieses Rechtecks sind als Innenbebauung Teile von West-Ost orientierten Gebäuden mit zahlreichen, nebeneinander liegenden, kleinteiligen Raumeinheiten zu erkennen (5), die wie die Umfassungsmauer wohl ebenfalls in

Steinbauweise errichtet waren. Vom Wald wird schon größtenteils ein weiteres Gebäude überdeckt, von dem noch die massiven Fundamente des Südosteckes (6) zu sehen sind. Wie die langgestreckten Gebäudetrakte (5) war auch Gebäude (6) parallel zu den Umfassungsmauern orientiert.

Im südlichen Vorfeld des ummauerten Gevierts befand sich ein ca. 120 x 110 m großer Bereich mit einer völlig unterschiedlichen Bebauung (8). Die offensichtlich in mehreren Reihen eng aneinander gebauten Gebäude lassen ein dichtes, geschlossener wirkendes Siedlungsareal erkennen. Als Grundstruktur erscheinen quadratische bis rechteckige Gebäudeformen mit unregelmäßiger und im Gegensatz zu den langgestreckten Strukturen auch großräumiger dimensionierter Innengliederung.

Das rechtwinklig ummauerte Areal umfasst ca. 2,3 ha (161 x 141 m). Für eine Interpretation als römisches Militärlager sprechen die Größe, der einem Rechteck angenäherte Grundriss der ummauerten Fläche und vor allem die Struktur der erkennbaren Innenverbauung, wobei die West-Ost orientierten Gebäude (5) mit den zahlreichen, nebeneinander liegenden, kleinteiligen Raumeinheiten an Kasernen erinnern, während sich mit der Struktur (6) offenbar die Südostecke eines Zentralgebäudes gerade noch zu erkennen gibt.

Die Lokalisierung eines Militärlagers am Ostrand der Stadt bringt nicht zuletzt auch neue Aspekte in der Bewertung der bekannten Inschriften von Angehörigen militärischer Einheiten aus Virunum bzw. vom Zollfeld mit sich. Nachgewiesen sind Grab- und Weiheinschriften von Legionären, Benefiziariern und Auxiliarsoldaten, die einen Zeitrahmen vom früheren 1. Jahrhundert mit Nennungen der *cohors I Montanorum* bis zu einem *speculator* der *legio I Noricorum* umfassen, der frühestens unter Kaiser Diokletian eine Weihung an Sol stiftete.

Unter den zahlreichen im Raum Virunum gefundenen Soldateninschriften überwiegen Grabsteine von Angehörigen der 2. italischen Legion, die mit Ausnahme der Veteranen P. Aelius Clemens und Tadius Victor offenbar während ihrer Dienstzeit hier verstarben.

Die sechs Nachweise der spätestens ab flavischer Zeit nach Pannonien verlegten *cohors I Montanorum* in der Provinz Noricum beschränken sich auf den Großraum Virunum. Das Standlager bzw. überhaupt der Stationierungsort dieser Auxiliareinheit, der oben am Magdalensberg oder unten am Zollfeld bzw. dessen Umgebung vermutet wird, ist noch nicht lokalisiert. Unter den Hilfstruppen des 2. und 3. Jahrhunderts n. Chr.,

also aus der Zeit, als die Donaulinie bereits mit einer Kastellkette gesichert wurde, sind in Virunum mehrere Einheiten teils mehrfach nachgewiesen, die an der Donau ihre Standlager hatten: so die *ala I Thracum* aus Traismauer, die *cohors I Asturum* aus Zwentendorf oder die *cohors I Aelia Brittonum* aus Mautern.

Das Militärlager und das Amphitheater

Auffallend ist die geringe Entfernung zwischen Amphitheater und dem mutmaßlichen Militärlager. Auch das nicht näher untersuchte und als „Palast des Statthalter“ angesprochene Gebäude befindet sich in unmittelbarer Nachbarschaft. Aus der Amphitheater-Grabung selbst stammen Militaria wie Riemenzungen, Gurtbänder und Gürtelbestandteile etwa von der Mitte des 2. bis in das fortgeschrittene 3. Jahrhundert. Unter den vor dem Nemesis-Heiligtum des Amphitheaters gefundenen Weiheinschriften fand sich auch eine wohl in das 3. Jahrhundert. zu datierende Votivara des Reitersoldaten Verecundus, der, Dienst tuend in der *ala I Thracum*, den *Campestres* einen Stein setzte. Von Soldaten gestiftete *Campestres*-Weihungen sind zum Beispiel aus Rätien und Obergermanien mehrfach bekannt und werden im Limesgebiet als Hinweis auf militärische Übungsplätze interpretiert. Insofern wäre es nicht von der Hand zu weisen, dass Soldaten nicht nur als Besucher den Schauspielen im Amphitheater beiwohnten, sondern auch die Arena als Übungsplatz im Rahmen ihres Trainings oder von öffentlichen Vorführungen wie Reiterparaden oder Schaukämpfen nutzten.

Die aus den Luftbildern und den Parzellengrenzen zu rekonstruierende Kastellgröße lässt sich mit 2,3 ha angeben, – eine Fläche, die für die Aufnahme einer *ala quingenaria*, einer *cohors quingenaria equitata* oder sogar einer *cohors milliaria peditata* ausreichend gewesen wäre. Weiterführende Überlegungen zu der im Virunenser Kastell stationierten Einheit lediglich aufgrund der bebauten Innenfläche sind nicht zielführend, doch wäre auch zu überlegen, ob überhaupt eine selbständige taktische Einheit in einem im Binnenland gelegenen Kastell zu postulieren ist. Vorstellbar wäre auch, dass kleinere *Vexillationen* von am Limes stationierten Einheiten in Virunum ihren Dienst taten.

Die topographischen, stadtgeschichtlichen, aber auch provinzhistorischen Komplikationen, die sich mit dem neu entdeckten Lager in Virunum ergeben, sind enorm. Die auf den Luftbildern erkennbaren Bewuchsmerkmale können natürlich

chronologisch nicht eingeordnet werden, insofern ist es sicherlich noch zu früh für eine schlüssige archäologisch-historische Bewertung.

Literatur

H. Dolenz/R. Jernej, Zum Umbau des Amphitheaters von Virunum in den Jahren 183/184 n. Chr. – Archäologische und epigraphische Quellen in Ergänzung. *Historia* 36, 2002, 145 ff.

H. Dolenz/R. Jernej, Archäologisch-Epigraphisches zum Amphitheater von Virunum in den Jahren 183/4 n. Chr. In: K. Strobel, *Der Alpen-Adria-Raum in Antike und Spätantike*. ASK 1 (Klagenfurt/Celovec 2003), 113 ff.

M. Doneus/Ch. Gugl/R. Jernej, Neue Ergebnisse zur Siedlungstopographie von Virunum: ein neu entdecktes römisches Militärlager. In: *Die norisch-pannonischen Städte und das römische Heer im Lichte der neuesten archäologischen Forschungen*. II. internationale Konferenz über norisch-pannonische Städte. Budapest-Aquincum 11.–14. September 2002. *Aquincum Nostrum* II.3 (Budapest 2005) 271 ff.

M. Doneus/Ch. Gugl/R. Jernej, Ein neu entdecktes römisches Militärlager in Virunum (Noricum) – erste Ergebnisse der Luftauswertung. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 33, 2003, Heft 3, 393 ff.

M. Doneus/Ch. Gugl/R. Jernej, Luftbildarchäologie in Virunum: ein römisches Militärlager östlich der Stadt, *Forum Archaeologiae* 29/XII/2003 (<http://farch.net>).

Ch. Gugl/R. Jernej, Nemesis in Virunum. Entdeckung zweier Nemesis-Votivreliefs im Amphitheater von Virunum. *Antike Welt* 4, 34. Jahrgang, 2003, 375 ff.

Ch. Gugl/R. Jernej, Neue Luftbilder von Virunum – ein römisches Militärlager östlich der Stadt. *Archäologie Österreichs* 13/2, 2002, 24 ff.

R. Jernej/Ch. Gugl (Hrsg.), *Virunum. Das römische Amphitheater. Die Grabungen 1998–2001*. *Archäologie Alpen Adria* 4 (Klagenfurt/Celovec 2004).

R. Jernej, Eine römische Holzwasserleitung im Amphitheater von Virunum. *Archäologie Österreichs* 12/1-2, 2001, 46 ff.

Abbildungen

Abb. 1: Gesamtplan von Virunum mit Verzeichnis der Ausgrabungen: 1 Erzherzogin Marianne 1784–87; 2 Jabornegg-Altenfels (Gasthof Wernhammer) 1837–38; 3 Jabornegg-Altenfels 1838; 4 Geschichtsverein 1845; 5 Bühnentheater 1855–56; 6 Graf Egger 1867; 7 Pichler 1877; B, C, D, E: Pichler 1881–83; 8 Nowotny 1899–1908; 9 Forum und Kapitol 1909–11; 10 Insula IV 1912–13; 11 Dolichenum 1913; 12 Podiumstempel 1924 und 1931; 13 Bühnentheater 1926–30; 14 Landesmuseum für Kärnten 1992–2001; 15 ÖBB-Grabung 1994–95; 16 Gräber 1996; 17 Amphitheater 1998–2001; 18 Notgrabung Bundesdenkmalamt 2001–02 (Grafik: Ch. Gugl/R. Jernej/G. Pollak).

Abb. 2: Amphitheater von Virunum 2001 (Foto: R. Jernej/Ballonteam Kärnten. Freigegeben vom BMLV mit GZ 13088/139-RechtB/2002).

Abb. 3: Gesamtplan Amphitheater (Grafik: Ch. Gugl/R. Jernej/G. Pollak)

Abb. 4: Eingang zum unterirdischen Zugang in der West-Cavea (Foto: R. Jernej).

Abb. 5: Die Rohrleitungen und die Westwange des Nordtores (Foto: R. Jernej).

Abb. 6: Die Nemesis-Reliefs in Fundlage (Foto: R. Jernej).

Abb. 7: Die Altärchen vor dem Nemeseum (Foto: R. Jernej).

Abb. 8: Inschrift des Sextus Sabineus Maximus 183–184 n. Chr. (Foto: R. Jernej).

Abb. 9: Inschrift des C. Cassius Honoratus 237 n. Chr. (Foto: R. Jernej).

Abb. 10: Militärlager und Gebäudestrukturen östlich der Stadt: 1,3–4: Umfassungsmauer, 2: Südtor, 5–6: Innenverbauung, 7 Straße, 8: Siedlungsareal südlich des Lagers, 9–10: Verbauungsstrukturen (Foto: R. Jernej/Ballonteam Kärnten. Auswertung: M. Doneus. Freigegeben vom BMLV mit GZ 13088/152-RechtB/2002).

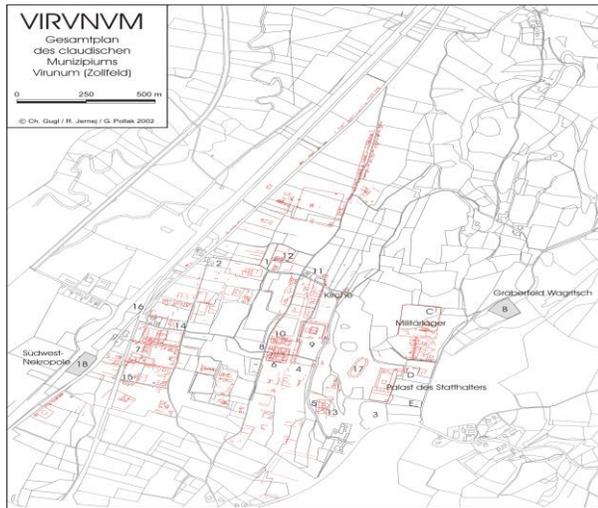


Abb. 1: Plan

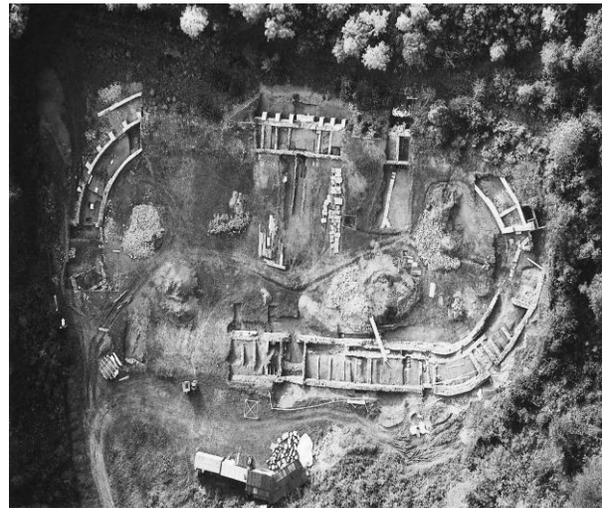


Abb: Luftbild

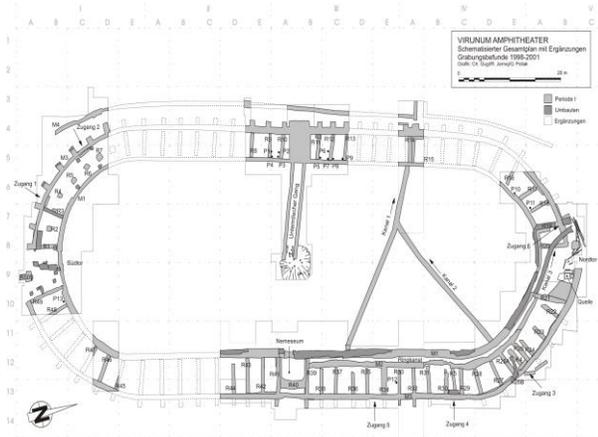


Abb. 3: Amph. Plan



Abb. 4: Zugang



Abb. 5: Rohre



Abb. 6: Reliefs Fundlage



Abb. 7: Altäre



Abb. 8: Sabineus-Inschrift



Abb. 9: Honoratus-Inschrift



Abb. 10: Lager Luftbild

Die Grabungskampagne 2004 auf der Gurina im Oberen Gailtal. Ein erster Vorbericht

Peter Gamper

Die Gurina ist ein ca. 5 ha großer eiszeitlicher Moränenhügel zwischen 800 und 890 m Seehöhe. Erste Zeugnisse über Funde und Befunde von der Gurina reichen bis in das 17. Jh. zurück, die erste größer angelegte Grabung wurde 1884 von A. B. Meyer durchgeführt, deren Ergebnisse und zahlreiche Alt- und Streufunde 1885 vorgelegt wurden¹. Dieser Grabungskampagne sollten bis 1887 drei weitere folgen.

1993 und 1994 konnte P. Gleirscher für das Landesmuseum für Kärnten kleinere Ausgrabungen auf der Gurina durchführen². 2001 wurde von P. Jablonka die erste zusammenfassende Arbeit über die Altgrabungen und Funde der Gurina vorgelegt, welche auch einen ausführlichen Beitrag zur Forschungsgeschichte beinhaltet³.

Vom 3. Mai bis zum 22. Oktober 2004 fanden auf der Gurina bei Dellach im Gailtal archäologische Grabungen statt. Dabei konnten insgesamt 802 m² auf der sogenannten Tempel-Kuppe und am östlichen Kuppenfuß, weiters westlich und östlich des Gurina-Hofes untersucht werden. Die Untersuchungen wurden von der Gemeinde Dellach im Gailtal, dem AMS Kärnten und dem Land Kärnten getragen. Die wissenschaftliche Betreuung des Projektes lag bei Paul Gleirscher vom Landesmuseum Klagenfurt, die Grabungsleitung hatte der Verfasser inne. Das Projekt der archäologischen Untersuchung auf der Gurina sieht fünf Grabungskampagnen bis 2008 vor.

Erstes Ziel der Grabungskampagne 2004 war die Klärung des Befundes eines römischen Gebäudes auf der Kuppe am Nordrand der Gurina. Die Skizze des Baubefundes bei A. M. Meyer⁴ ließ mehrere Interpretationsmöglichkeiten des Gebäudes zu, welche von einem gallo-römischen Umgangstempel, einem Teil der römischen Befestigungsanlagen oder Wohnbauten bis zu einem Grabbau reichen⁵. M. Hoernes,

¹ A. B. Meyer, Die Gurina im Obergailthal (Kärnten), (Dresden 1885).

² P. Gleirscher, Neues zur Gurina im Gailtal, Carinthia I, 187, 1997, 19-64.

³ P. Jablonka, Die Gurina bei Dellach im Gailtal. Siedlung, Handelsplatz und Heiligtum (Klagenfurt 2001).

⁴ A. B. Meyer, Die Gurina im Obergailthal (Kärnten), (Dresden 1885) Taf. 2, 3.

⁵ P. Jablonka, Die Gurina bei Dellach im Gailtal. Siedlung, Handelsplatz und Heiligtum (Klagenfurt 2001) 18.

welcher die Grabung Meyers gesehen hat, schreibt, dass der Grundriss bei Meyer nicht korrekt wiedergegeben ist. Als Funde wurden Münzen des 4. Jhs. n. Chr. angegeben.

Die Grabung 2004 erbrachte ein insgesamt 11,30 x 11 m großes Gebäude, welches aus einer Umfassungsmauer und einem 5,7 x 5,7 m großen Innenbau besteht. Beide Mauerquadrate sind leicht verschoben, sodass der Grundriss ein Parallelogramm darstellt. Große Teile des Zwischenraumes von Umfassungsmauer und Innenbau sind mit einem Boden bedeckt, dessen Fundament aus einer Steinrollierung besteht, auf welche ein Mörtelstrich aufgetragen war. Dieser Boden stößt bündig an die Außen- und Innenmauer des Gebäudes, verbindet diese somit und bezeugt die Gleichzeitigkeit der beiden Mauerzüge. Von der Umfassungsmauer hat sich vor allem die Nordmauer bis auf einen kleinen Ausriss sehr gut erhalten. Von der Ostmauer ist lediglich die Fundamentsohle erhalten, welche jedoch deutlich den Mauerverlauf wiedergibt. Der nördliche Teil der Westmauer ist gut erhalten, gegen Süden lässt sich der Mauerverlauf anhand einiger Mörtelreste der Fundamentsohle nachzeichnen. Vom Südabschluss der Umfassungsmauer war nichts mehr vorhanden, er lässt sich lediglich anhand des ausgebrochenen Fußbodens südlich des Innenbaus lokalisieren. An der Südseite des Innenbaus befinden sich zwei angebaute kleine Fundamente, welche wohl mit Säulen den Eingang des kleinen Raumes markieren. An der Nordseite lag eine halbrunde, geschlossene Apsis. Ob die beiden kleinen Säulenfundamente und die Apsis sekundär angebaut wurden oder gleichzeitig mit der quadratischen Innenmauer errichtet wurden, lässt sich nicht mehr mit Sicherheit sagen. Die Außenseite des inneren Mauervierecks wurde zweimal verputzt; dabei wurde der ältere Verputz vor der Errichtung des Bodens, der jüngere nach der Errichtung des Bodens aufgetragen.

Das Gebäude lässt sich anhand der Bauelemente einer Cella, einer Umfassungsmauer und eines zementierten Umgangs gesichert als gallo-römischer Umgangstempel ansprechen (Abb. 1). Das Element der Säulenfundamente beim Eingang der Cella findet sich beispielsweise bei dem gallo-römischen Umgangstempel von Freienbach in der Schweiz⁶, welcher nach der Mitte des 2. Jhs. n. Chr. errichtet wurde und noch vor der Mitte des 3. Jhs. n. Chr. aufgelassen wurde. Eine wenn auch quadratisch gemauerte

⁶ W. Drack/R. Fellmann, *Die Römer in der Schweiz* (Stuttgart 1988) 397 Abb. 373.

Apsis besaß der gallo-römische Umgangstempel von Regensburg-Ziegetsdorf⁷, dessen Tempelbezirk um 180 n. Chr. gegründet wurde.

Da das Gelände des Gebäudes auf der Gurina bereits im 19. Jh. ausgegraben wurde, waren nur wenige Funde zu erwarten. Nahe der Westmauer des Innenbaus fand sich auf dem Boden ein Follis des Decentius (351-352 n. Chr.)⁸. Einige Glasfunde vom Boden des nördlichen Umgangs lassen sich einem spätantiken Becher der Form Isings 106c oder 109 aus grünem Glas mit blauen Nuppen zuordnen. Das Gebäude hat somit zumindest bis in die 2. Hälfte des 4. Jhs. n. Chr., vermutlich noch bis in die 1. Hälfte des 5. Jhs. n. Chr. bestanden. Ältere Funde der frühen und mittleren Kaiserzeit ließen sich auch in den Altgrabungen nicht nachweisen.

Im Umfeld des Tempels fanden sich drei große Gruben, welche von den Altgrabungen des 19. Jhs. stammen. Diese Gruben waren mit kleineren Bruchsteinen, Resten von bemaltem und unbemaltem Mörtelverputz und aschehaltigem Mörtelgries verfüllt. Die Bemalung besteht aus breiteren und schmalen roten Streifen (weißgrundige Panneaumalerei). Vergleiche zu dieser Malerei findet sich in dem Kryptoporticus der römischen Villa von Buchs, welche wohl in das ausgehende 1. Jh. n. Chr. datiert⁹.

Südlich des Tempels fanden sich von der Hügelkuppe abwärts Reste einer breiten Terrassierungsmauer. Aus dieser Mauer konnte ein As des Caligula für Germanicus geborgen werden (37-38 n. Chr.)¹⁰. Mörtelspuren auf der Münze bezeugen, dass diese ursprünglich in die Mauer eingebunden war und folglich einen terminus postquem für den Mauerbau darstellt.

Die Terrassierungsmauer war mit zehntausenden, hallstattzeitlichen Scherben hinterfüllt, welche nach dem Verfall der Mauer durch Hangrutsch teilweise auch über diese hinunter geflossen sind. Es handelt sich hierbei um die sekundär verlagerte Deponie eines hallstattzeitlichen Opferplatzes, welche sich ursprünglich wohl an der Stelle des späteren Tempels befunden hat. In diesem Scherbenhaufen befanden sich

⁷ W. Czysz/K. Dietz/ T. Fischer/H.-J. Kellner, *Die Römer in Bayern* (Stuttgart 1995, Abb. 65.

⁸ LRBC II,914.

⁹ W. Drack/R. Fellmann, *Die Römer in der Schweiz* (Stuttgart 1988) 375-378.

W. Drack, *Die römische Kryptoporticus von Buchs ZH und ihre Wandmalerei*, AFS 7,1976.

W. Drack u. a., *Römische Wandmalerei aus der Schweiz* (Ausstellungskat. Feldmeilen 1986, 39f.

P. Kessler, Buchs, *JbSGU* 69,1986,266.

¹⁰ RIC I,35.

auch die kleine Statuette einer Venus (Abb. 2) und die Bleiapplike eines Gefäßes mit der Abbildung eines Wagens.

Unter den hallstattzeitlichen Scherben fanden sich auch Fragmente von Auerbergtöpfen sowie weitere frühkaiserzeitliche Münzen und Fibeln. Da die Verlagerung der hallstattzeitlichen Opferdeponie in Zusammenhang mit der Errichtung der Terrassierungsmauer zu sehen ist, fand diese wohl um die Mitte des 1. Jhs. n. Chr. oder danach statt.

Nördlich des Tempels und hart an der Kante zum steilen Nordhang befindet sich die bereits von A. B. Meyer aufgedeckte Befestigungsmauer. Im Aufbau besteht sie aus einem Sockel, auf dem leicht zurück versetzt die eigentliche Mauer sitzt. An der Ostseite des Hügels fand sich ein 10,5 x 7,5 m großer Turm, welcher in die Befestigungsmauer integriert war (Abb. 3). Die Befestigungsmauer nordwestlich des Turmes war auf einer Länge von 10 m ausgebrochen, der Maueranschluss an der Südostseite ist noch 1,8 m lang erhalten. Der Aufbau des Turmes gestaltet sich ähnlich wie die Mauer: über einem breiten Fundament (bis zu 1,4 m) befindet sich ein breiter Sockel (1 m) und darauf die eigentliche Mauer (0,7 m). Dieser Aufbau hat sich an einigen Stellen bis zu 2,3 m hoch erhalten. An der Nordwestseite des Turmes ist ein großer, bis zu 0,5 m breiter Sprung in der Mauer sichtbar. Das Aufbrechen der Mauer an dieser Stelle führte zu einem leichten Abrutschen der Nordostseite, welche auch leicht nach außen geneigt ist. Obwohl die Befestigungsmauer über eine Länge von 25 m und der Turm auf einer Fläche von 162 m² freigelegt wurden, fanden sich keine aussagekräftigen Funde in intakten Schichten. Die wenigen Funde im Umfeld der Mauer sind jedoch frühkaiserzeitlich und geben der Mauer eine Datierung in die Jahrzehnte um Christi Geburt.

Leicht südlich der römischen Befestigungsmauer und genau in deren Ausrichtung ließen sich an mehreren Stellen die Reste einer Trockenmauer nachweisen. Es handelt sich hierbei um eine zweischalige Befestigungsmauer mit ca. 2,5 m Breite. Die Innenschale ist bis zu 0,7 m in den gewachsenen Lehmboden eingetieft und in Abständen von 3 bis 4 m mit Pfostenschlitzen versehen. Die Funde aus der Befestigungsmauer, wie Graphittonkeramik und eine norische Großsilbermünze datieren das Bauwerk in das ausgehende 2. und 1. Jh. v. Chr.

In den Grabungsabschnitten beim Gurina-Hof konnten zum Teil ausgezeichnet erhaltene Baureste von frühkaiserzeitlichen Gebäuden untersucht werden. Beide Fundpunkte werden erst 2005 vollständig ausgegraben.

Die erste Grabungskampagne auf der Gurina hat schon wesentliche Einblicke in die Siedlungsgeschichte dieses überaus wichtigen Fundpunktes erbracht. Zahlreiche Unsicherheiten, welche durch die mangelhafte Dokumentation der Grabungskampagnen des 19. Jhs. entstanden sind, konnten behoben werden. Die folgenden Grabungskampagnen werden sicher weitere und neue Einblicke in die Geschichte der Gurina geben.





Neue Funde der Ostgotenzeit in Kärnten (493 – 536) Die Kirchen auf dem Hemmaberg und das Gräberfeld im Tal bei Globasnitz

Franz Glaser

Mehrfach wurde im 20. Jahrhundert versucht, die Epoche der Ostgotenherrschaft archäologisch und historisch in Noricum zu erfassen. Im Jahr 1953 behauptete F. X. Kohla, dass ca. vier Kilometer nördlich des Hemmaberges eine 15 m hohe Erhebung in Gösselsdorf (Gem. Eberndorf) als „Gotenschanze“ bezeichnet würde. Im unveröffentlichten Bericht seiner Ausgrabungen im gleichen Jahr wies er auf das Fehlen von Kulturschichten hin. Allerdings wurde in der Neuauflage des Kärntner Burgenbuches 1973 weder das Grabungsergebnis noch der Plan berücksichtigt. Dadurch hielt sich die Vorstellung eines ostgotischen Siedlungsplatzes bis in jüngste Zeit. Eine archäologische Untersuchung im Jahre 1993 bestätigte die Beobachtung fehlender Kulturschichten.ⁱ

Die große Bedeutung der Ergebnisse durch die Entdeckung und Ausgrabung des ostgotischen Gräberfeldes am Ostrand von Globasnitz (Parz. 2083, KG. St. Stefan) wird in Verbindung mit den frühchristlichen Kirchenanlagen des 5. und 6. Jahrhunderts nach Chr. auf dem Hemmaberg verständlich (Abb. 1). Daher soll einleitend der Forschungsstand zum Hemmaberg zusammengefasst werden,ⁱⁱ da heuer bei den Untersuchungen am Befestigungsring wichtige Erkenntnisse erzielt wurden. Bisher war nur ein Wall als letzte Phase einer Befestigung des Hemmaberges bekannt. Dadurch, dass der Grundbesitzer Herr Josef Schein gestattete, über die heutige Hangkante hinaus einen Suchschnitt durchzuführen,ⁱⁱⁱ war es möglich das Fundament der spätantiken Befestigungsmauer festzustellen (Abb. 2). Auch wenn nur geringe Reste am Fels und im Verwitterungslehm erhalten blieben, so ist das Vorkommen von den in der Antike zugebrachten Tuffsteinen im Versturzmaterialein wesentlicher Hinweis auf die spätantike Entstehungszeit (5. Jh. n. Chr.). Die Steine der Mauer sind für den späteren

Wall wieder verwendet worden. Der Verlauf der Wallkrone wurde um ca. 4 m gegenüber der Befestigungsmauer zurückgenommen.

Abgesehen von der spätantiken Bautätigkeit sind wie auch sonst auf dem Hemmaberg prähistorische Siedlungsspuren zutage getreten. Zu diesen gehört das kleine Schulterfragment einer griechischen Vase (Abb. 2), die an der Schulter einen Durchmesser von ca. 35 cm besaß. Aufgrund des weiten Durchmessers und der Anordnung der Zungenleiste dürfte es sich daher um einen Stamnos des 5. Jh. vor Chr. handeln (Abb. 2), der vermutlich wie ein Krater als Mischgefäß für Wein und Wasser verwendet wurde. Im mitteleuropäischen Raum werden immer wieder in hallstattzeitlichen Gräbern griechische Gefäße gefunden, die offenbar durch den Handel mit den Etruskern in den alpinen Raum kamen. Die Trinkgefäße spiegeln auch den Wandel der Trinksitten in der gehobenen hallstattzeitlichen Gesellschaft.

Eine für den Alpenraum singuläre Anlage von mehreren christlichen Kultbauten kam in den letzten zwei Jahrzehnten in der Höhengiedlung auf dem Hemmaberg in Globasnitz (Südkärnten) zutage (Abb. 1). Die spätantike Besiedlung beginnt dort den Grabungsergebnissen im Gräberfeld und im verbauten Gebiet zufolge um ca. 400 n. Chr. In diese Zeit dürfen wir auch die Entstehung der ersten Kirche auf einem noch günstigen Baugelände am Ostrand des Gipfelplateaus setzen (Abb.1:J). Die

Apsidenkirche besaß ursprünglich Märtyrerreliquien unter dem Altar. Ein privilegierter Personenkreis Stifter und Priester mit ihren Familien konnten sich in der Halle an der Süd- und Westseite bestatten lassen , um dem Märtyrer bei der Auferstehung nahe zu sein.

Am Beginn des 6. Jh. entstanden zwei Doppelkirchenanlagen, wie uns die Funde lehren (Abb. 1). Ihre Gleichzeitigkeit bestimmt die Ausführung der Bodenmosaiken durch dieselbe Mosaikwerkstätte. Die petrographischen Untersuchungen ergaben außerdem, dass das gleiche Steinmaterial für beide Doppelkirchen verwendet wurde.^{iv} Eine spätere Ausstattung mit Mosaiken in dem einen oder anderen Bau ist nicht in Betracht zu

ziehen, da die verschiedenen Bodenflächen klar zu differenzieren sind. Jene Böden, für welche kein Mosaikbelag vorgesehen war, bekamen einen Ziegelsplittestrich, während für die Mosaiken jeweils als Unterlage ein Mörtelstrich ohne Ziegelsplittzuschlag ausgeführt wurde. Die Planung der Kirchen und die vorgesehene Ausstattung gehören also zeitlich zusammen. An beiden Doppelkirchenanlagen ist die Verwendung der gleichen Maßgrundlagen (*modulus*) festzustellen.^v Die naturwissenschaftlichen Analysen zeigten, dass für beide Doppelkirchen (z.B. im Gegensatz zur ersten Kirche) ein identischer Mörtel verwendet wurde.^{vi}

Die östliche Doppelkirche wurde auf einem Felssporn errichtet (Abb. 1).^{vii} Ein Baukonzept, das für ebenes Baugelände geeignet ist, wurde auf verschiedenen Niveaus verwirklicht; dennoch mussten für die Terrassierungsmaßnahmen ungefähr 200 Kubikmeter Erdmaterial angeschüttet werden. Wäre beispielsweise nur eine Kirche geplant gewesen, hätte man sie in der Mitte des Felssporns ohne Terrassierungsmaßnahmen erbauen können. Der Nachweis der Gleichzeitigkeit eines Ensembles von Sakralbauten ist ein wesentlicher Faktor für die Interpretation als Doppelkirche, ebenso wie die Zusammengehörigkeit der Sakralbauten in ihren kultischen und liturgischen Funktionen. Die Doppelkirche ist eine besondere Ausprägung mehrräumiger Sakralbauten.

Die Nordkirche diente für die Eucharistiefeyer (Abb. 1: A). In der Apsis der Südkirche (B) befand sich das Märtyrergrab, abgetrennt durch eine Holzschranke, die sicherlich gleichartig gestaltet war wie die Marmorschranke in der Apsis der südlichen Memorialkapelle der Kirche *extra muros* in Teurnia. Die Südkirche diente demnach für Memorialfeiern, aber auch für die Spendung der Firmung, wie das zugehörige oktagonale Baptisterium (Abb. 3: C) nahe legt. Wurde im 4. Jh. den Katechesen zufolge die Handauflegung und die Myron-Salbung im Baptisterium durchgeführt,^{viii} so spiegelt sich offenbar im Baukonzept der östlichen Doppelkirche bereits die (im Westen charakteristische) Abtrennung des Geistritus (*consignatio, confirmatio*) von der Wassertaufe. Südseitig an der Apsis ist eine Stifterkapelle (D) mit Mosaikbelag angebaut. Das eine der beiden zugehörigen Gräber liegt außen an der Mauer, das

andere innerhalb der Kirche. Die Frauengräber in unmittelbarer Nähe des Märtyrergrabes in der Apsis sind als Bestattungen *ad sanctos* aufzufassen. Drei weitere Gräber befanden sich an den Außenwänden des Baptisteriums, da der Initiationsritus der Taufe im besonderen symbolisch mit der Auferstehung verknüpft war.^{ix}

Die westliche Doppelkirchenanlage wurde auf dem abfallenden Hang errichtet (Abb. 3).^x Für die Terrassierungsmaßnahmen der Bauwerke mussten etwa 200 Kubikmeter Erdmaterial angeschüttet werden, das reichlich Kleinfunde wie nordafrikanische Terra Sigillata und Fibeln (z.B. alamannische Bügelfibel) enthielt.^{xi} Aufgrund der Funde unter dem Kirchenboden und in den Planierungen an der Nordmauer der Südkirche (Abb. 1: N) ist eine zeitliche Einordnung im beginnenden 6. Jh. möglich. Diese tiefer am Hang liegende Apsidenkirche weist im Bereich des erhöhten Presbyteriums einen Mosaikbelag auf. Das Reliquiengrab befand sich unter der Altarmensa. Ein Stifter- bzw. Priestergrab lag an der Südkante des Presbyteriums, ein anderes außen an der Südmauer und ein drittes im Narthex. Dieses Gotteshaus weist alle Merkmale einer Kirche für die Eucharistiefeier auf. Der hangaufwärts parallel gelegene Sakralbau ist etwas nach Westen versetzt (Abb. 1: O). Den Boden des Narthex hatte man deutlich tiefer gelegt als den des Kirchenschiffes, damit der Zugang von Süden her, vom Vorplatz der benachbarten Kirche erfolgen konnte: ein wichtiges Detail, das die gegenseitige funktionale Abstimmung der Kultbauten andeutet. In dieselbe Richtung weisen die offenen, einander zugewandten Hallen der beiden Kirchen. Es handelt sich beim zweiten Sakralbau um eine Apsidenkirche mit einem Querschiff. Der erhöhte Ostteil war durch Schranken abgetrennt und gegliedert, sowie über seitliche Stufen zugänglich. Der Beckenboden lässt auf eine Piscina schließen, so dass eine Deutung als Taufkirche zutreffend ist. Dazu passt auch das Fehlen der Klerusbank. Die Lage der Piscina, die Abschränkung und die seitlichen Stufen lassen sich mit dem Baptisterium in Vranje bei Sevnica vergleichen.^{xii} Einen Tisch in der Apsis darf man in Verbindung mit der Spendung der Handauflegung und Myron-Salbung vermuten, also gab es keine Abtrennung des Geistritus von der Wassertaufe (wie in der östlichen Doppelkirche). Bestattungen waren östlich und südlich der Piscina sowie an der Südwestecke des Narthex zu beobachten: sie können als Stifter- oder Priestergräber angesehen werden.

Die enge gedankliche Verbindung von Taufe und Auferstehung haben wir bereits oben erwähnt.

In den Gräbern der privilegierten Personen fanden sich auf dem Hemmaberg je einmal eine Gürtelschließe, ein Haubenringlein und ein Glasfläschchen. Obwohl es sich, wie bei den Bestattungen in der Friedhofskirche von Teurnia, um Personen gehobener sozialer Stellung handelt, fällt im Verhältnis zu den Gräberfeldern die Beifundlosigkeit auf.^{xiii} Offensichtlich wollte der Reiche entsprechend dem Bibelwort vom Kamel und Nadelöhr „möglichst arm“ vor den Richter treten: eine Vorstellung, die auch im Mittelalter und in der Neuzeit geläufig ist.^{xiv} Wesentlich für das Ende der Kirche ist die Beobachtung profaner Nachnutzung im Narthex für Wohnzwecke.^{xv} In dieses Bild würde auch das Fehlen von Fensterglas im Kirchenschiff passen. Dies würde bedeuten, dass die Fenster entfernt wurden, während Nebenräume nach dem Auflösen der Kirche genutzt wurden.

Wir haben gesehen, dass alle kultischen und liturgischen Einrichtungen zur gleichen Zeit verdoppelt wurden. Daraus kann der Schluss auf zwei Christengemeinden gezogen werden. Die Kirchen für die Eucharistiefeier haben eine Länge von ca. 30 m (= ca. 100 römische Fuß) und gehören damit zu den größten Sakralbauten des Ostalpenraumes. Mit dem Hinweis auf „Bedarf“ kann die Errichtung der großen und zahlreichen Kirchenbauten auf dem Hemmaberg nicht begründet werden. Für die Stifter musste der Hemmaberg bedeutend genug gewesen sein, um ihr Kapital dort einzusetzen und auch einen privilegierten Begräbnisplatz in der Kirche möglichst nahe beim Märtyrer zu bekommen, dessen Gebeine vielleicht sogar die Stifter selbst besorgt hatten.

Eine Folge der Märtyrerverehrung ist das Pilgerwesen, das verschiedene Einrichtungen, wie z.B. Pilgerhäuser mit Speisesaal, Küche und Unterkünften notwendig machte (Abb. 1).^{xvi} Der Laienraum in den beiden Feiernkirchen wurde gegenüber der älteren Kirche fast verdoppelt. Dieses im Ostalpenraum singuläre Phänomen ist neben dem besonderen Baukonzept und der Ausstattung als weiterer Hinweis auf das Pilgerwesen zu werten.

An Pilgerorten mit einem verehrungswürdigen Heiligen wurden oftmals noch weitere Reliquien zugebracht, wie das auch am Hemmaberg erkennbar ist.

Wenn mehrere Kirchen in einer Stadt oder an einem Ort vorkommen, so kann dies verschiedene Ursachen haben. Für Gerasa in Jordanien spricht man von einem Kirchenbauboom der justinianischen Zeit, der zur Entstehung jeweils einer Kirche in einem der Stadtviertel führte.^{xvii} Gerasa besitzt natürlich ganz andere Dimensionen als die spätantiken Höhengründungen des Alpenraumes. Im Hinblick auf den Hemmaberg ist zu betonen, dass nur drei Anlagen vorhanden sind, eine ältere Kirche gleichzeitig mit dem Siedlungsbeginn und zwei Doppelkirchenanlagen, die etwa hundert Jahre später entstehen. Jede der beiden Doppelkirchen bildet kultisch und liturgisch eine Einheit, so dass die Anlagen, die einander benachbart liegen, nicht mit den Kirchen in den Stadtvierteln von Gerasa vergleichbar sind.

Bei solch ausgedehnten Kirchenanlagen wird oft zuerst an ein Kloster gedacht. Aus der Regel für das Kloster Mar Saba nahe Jerusalem, das 478 gegründet wurde, geht hervor, dass die Georgier, Syrer und Franken nur den Wortgottesdienst jeweils in ihrer eigenen Kirche feiern durften und sich anschließend in die große Kirche der griechischen Mönche zur Eucharistiefeier begaben.^{xviii} Der Begriff „Franken“ steht für „Westeuropäer“ und ersetzt eine ältere Bezeichnung in der überlieferten Handschrift. Dem ist ein ähnliches Beispiel anzuschließen. Der heilige Theodosius (+ 529) gründete in Kutila (zwischen Jerusalem und dem Toten Meer) ebenfalls ein Kloster mit vier Kirchen. Die Hauptkirche war auch dort für die griechische Messfeier bestimmt, die zwei anderen waren für den Wortgottesdienst und das Stundengebet der bessischen und armenischen Mönche vorgesehen.^{xix} Die vierte Kirche war den besessenen (d.h. geistig behinderten) Brüdern vorbehalten, die allerdings nicht an der Eucharistiefeier in der griechischen Hauptkirche teilnehmen durften.

Mit einem der Klöster in Mar Saba oder Kutila lassen sich die Kirchen auf dem Hemmaberg nicht vergleichen, da keine Haupt- und Nebenkirchen vorhanden sind, sondern je zwei liturgisch und kultisch zusammengehörige Doppelkirchen vom beginnenden 6. Jh. und ein älteres Gotteshaus vom Anfang des 5. Jhs.

Ein weiterer Erklärungsversuch wurde von Ulrike Kersting für den Hemmaberg gebracht.^{xx} Sie wollte die beiden Baptisterien mit der Männer- und Frauentaufe erklären, damit die Geschlechter räumlich getrennt sind. In diesem Modell wird nicht verständlich, warum es zwei Kirchen für die Eucharistiefeier gibt.

Inzwischen sind in den spätantiken Siedlungen in Lavant, in Oberlienz und auf dem Rifnik jeweils eine zweite Kirche entdeckt worden.^{xxi} Auch die Piscinen zweier Baptisterien in Säben, dem spätantiken Bischofssitz Sabiona, dürfen in diesem Zusammenhang nicht außer Betracht bleiben.^{xxii} Auf dem Grazer Kogel ist eine zweite Kirche bekannt, aber noch nicht näher erforscht. Auch in Duell bei Feistritz könnte ein weitgehend unausgegrabenes, großes Gebäude mit Baptisterium eine zweite Kirche darstellen, wie dies schon unter anderem Vorzeichen H. v. Petrikovits vermutete.^{xxiii} Da auf dem Hemmaberg die Errichtung der beiden Doppelkirchenanlagen in die Zeit des Ostgotenkönigs Theoderich fällt, muss man auch nach einer arianischen Gemeinde der Ostgoten und einer solchen der katholischen Romanen fragen. Da die Gräber im Kirchenkomplex – wie oben bemerkt – praktisch beifundlos sind, kann in der gehobenen sozialen Schicht auch mit archäologischen Mitteln keine ethnische Differenzierung der Bestatteten vorgenommen werden. Volker Bierbrauer hat einen weiteren Vorschlag geliefert und die Frage nach der Anwesenheit von Ostgoten in Binnennorikum und im alpinen Teil der Raetia II nach 493 zuletzt aufgegriffen.^{xxiv} Die Zugehörigkeit der beiden Provinzen zum Ostgotenreich lässt er gelten, betont aber, dass es „keine Hinweise in den Schriftquellen gibt, die auf eine Präsenz von Ostgoten in den beiden alpinen Provinzen hinweisen“. Demgegenüber ist natürlich festzuhalten, dass der Ostgotenkönig Theoderich eine Verordnung an die „Provinzialen von Noricum“ erließ, die uns Cassiodor (var. 3,50) überliefert. Theoderich konnte davon ausgehen, dass seine Verordnung die Adressaten erreichte. Die Tatsache, dass in der Verordnung nur die Provinzialen von Noricum und nicht etwa auch die Goten genannt sind, hängt damit zusammen, dass es sich um einen Tausch der norischen Rinder mit jenen der geflüchteten Alamannen handelt.^{xxv}

Dass die Schriftquellen unvollständig sind, zeigen die Ausgrabungen im Gräberfeld (1999 - 2005) am Fuße des Hemmaberges, nämlich am Ostrand der römischen Straßenstation Iuenna (heute: Globasnitz). Sogenannte Turmschädel von Männern und Frauen weisen zusammen mit den Funden und deren Zeitstellung auf Ostgoten hin, welche die künstliche Schädeldeformation von Kleinkindern übten. Die Sitte ging umso mehr zurück, je länger die Ostgoten auf römischem Reichsboden lebten. Im besonderen ist ein ostgotischer Militärgürtel zu erwähnen, der laut M. Schulze-Dörrlamm im westlichen Reichshälfte hergestellt wurde. Die eiserne Schnalle besitzt eine Tauschierung mit Silber- und Messingdrähten und war mit einem bronzenem Adlerkopfbeschlag am roten Gürtel befestigt. Dem schnurförmig verzierten Schnallendorn ist ein Kreuz aus Silber eingelegt, während in den Quadraten des Schnallenrahmens kleine Rosettenkreuze erscheinen. Zwei weitere gleichartige, rechteckige Adlerkopfbeschläge mit durchsichtigen Glaseinlagen und zwei Propellerbeschläge mit Glaseinlagen verzierten den Gürtel.^{xxvi} Aus dem gleichen Grab stammt eine Bügelfibel vom Typ Desana, die für die ostgotische Epoche in Italien typisch ist^{xxvii}.

V. Bierbrauer, der eine mündliche Äußerung J. Werners aus dem Jahre 1993 aufgreift, glaubt, dass zwei Dorfgemeinschaften aus dem Tal in einer Höhensiedlung zwei Kirchenanlagen gegründet hätten. Dass ein solcher Vorschlag für den Hemmaberg mit einer bereits bestehenden Kirche zur Zeit der Errichtung der beiden Doppelkirchen nicht ausreicht, ist auch V. Bierbrauer klar. Zu Oberlienz erklärt V. Bierbrauer, dass es sich zwar um keine Höhensiedlung handle, aber die Lage eine deutliche Rückzugsposition zum Drautal bedeute. Nicht erklärt wird durch V. Bierbrauers Vorschlag, warum in Oberlienz, in Lavant oder auch in Grado jeweils eine Kirche bis heute Kultkontinuität besitzt und die andere in der Spätantike zugrunde geht. Vor allem handelt es sich weder in Grado^{xxviii} noch in Oberlienz um Höhensiedlungen.

Abgesehen vom Hemmaberg besitzen wir für die meisten Kirchen keine genaueren Daten zum Zeitpunkt der Errichtung und der Zerstörung. In Genf liegen ausführliche Ergebnisse zur Doppelkirchenanlage unter der Kathedrale vor, während wir zur

frühchristlichen Phase von St. Germain nur wenig wissen.^{xxix} Eine Kirche könnte den arianischen Burgundern für die Messfeier gedient haben. Dass es dort nicht zum Bruch in der Kulttradition kam, dürfte durch die katholische Taufe des Königssohnes Sigismund bedingt sein. Das Phänomen von Kirchen (und Baptisterien) unterschiedlicher Konfessionen in e i n e r Siedlung ist aus Nordafrika ebenso bekannt wie aus dem östlichen Mittelmeerraum. Erinnert sei beispielsweise an die Städte Mailand (4. Jh.) und Ravenna (6. Jh.), in denen die arianischen Gemeinden eigene Kirchen und Baptisterien besaßen.^{xxx}

Kehren wir nochmals zum Hemmaberg zurück und betrachten wir die Bauten, die am beginnenden 6. Jh. verwirklicht wurden. So wie Mosaizisten aus dem Adria-raum geholt wurden, muss man auch mit dem zeitweiligen Zuzug von Bauleuten rechnen, um diese gewaltigen Bauvorhaben auszuführen (Abb. 3). Auffallend ist, dass für jede der beiden Doppelkirchenanlagen ca. 200 Kubikmeter Erdmaterial angeschüttet wurden, während auf dem flachen Gelände, dem Plateau des Hemmaberges, keine Sakralbauten entstanden. Daraus ist zu schließen, dass das günstige Baugelände den Christen nicht zur Verfügung stand, d.h. auch nicht käuflich erworben werden konnte.

Geht man davon aus, dass sich im Bereich des Plateaus das Heiligtum der keltischen Gottheit Iouenat befand, die durch einen Votivaltar der römischen Kaiserzeit bezeugt wird, dann wird die Situation verständlicher: Das Heiligtum war noch in Betrieb, als die erste Kirche um oder bald nach 400 errichtet wurde. Für die Kirche stand ein relativ günstiger Bauplatz am Ostrand des Plateaus zur Verfügung.

Nach der Konfiskation des heidnischen Tempellandes fiel dieses dem Fiskus zu. Oft gelangte solches ehemaliges Tempelland über den Fiskus in den Besitz von Christengemeinden. Dies ist aber nicht immer der Fall, wie der Streit des Bischofs von Gerasa (Jordanien) mit den Curialen der Stadt zeigt.

Daraus kann für den Hemmaberg gefolgert werden, dass die zuständige Verwaltung im beginnenden 6. Jh. den besten Bauplatz auf dem Plateau weder der einen noch der

anderen Christengemeinde überließ oder verkaufte. Der Grund für ein solches Verhalten ist naheliegend: Wenn keine der beiden Christengemeinden öffentliches Gut erwerben konnte, war kein Anlass zu Streitigkeiten gegeben. Im Falle der westlichen Doppelkirchenanlage hatten die Stifter das Areal samt Wohnbauten besessen oder erworben, wie die Heizkanäle und spärlichen Baureste unter den Gotteshäusern bezeugen.

Wie die Datierung auf dem Hemmaberg zeigt, werden die beiden Doppelkirchenanlagen im frühen 6. Jh. errichtet. Da in dieser Epoche zwischen 493 und 536 Noricum zum Herrschaftsgebiet der Ostgoten gehörte und nun auch wie oben beschrieben, ostgotisches Militär sich im Talboden von Globasnitz aufhält, kann man auf dem Hemmaberg mit einer katholischen Christengemeinde der Romanen und einer arianischen Gemeinde der Goten rechnen.^{xxxix} In diesem Sinn interpretierte Sergio Tavano auch schon die beiden Kirchen mit je einem Baptisterium in Grado.^{xxxix} Auf dem Hemmaberg kommt hinzu, dass in der westlichen Doppelkirchenanlage und zwar im Narthex bereits in der zweiten Hälfte des 6. Jh. profane Nachnutzung aufgrund der vorgefundenen Gefäße von Sabine Ladstätter festgestellt wurde.^{xxxix} Zudem muss festgehalten werden, dass in der westlichen Doppelkirchenanlage keine räumliche Abtrennung für den Geistritus (im Gegensatz zur östlichen Doppelkirche) erfolgte, was sich aus der untergeordneten Rolle des Heiligen Geistes (nämlich als Geist Christi) bei den Arianern erklären lässt. Da keine Notwendigkeit bestand, vier Kirchen gleichzeitig zu errichten, die vergleichsweise die Länge der Bischofskirche (nach der Vergrößerung in der 2. Bauperiode) in der Provinzhauptstadt Teurnia besaßen, wird für den Hemmaberg Prestige und Anspruch der katholischen wie der arianischen Stifter eine Rolle gespielt haben. P. Amory verweist in seinem Buch über Volk und Identität im ostgotischen Italien auf die Wahrscheinlichkeit, dass der Arianismus in der romanischen Bevölkerung durch die Ostgotenherrschaft einen Aufschwung erlebt hätte.^{xxxix}

In der Diskussion schlug S. Ciglencečki vor, die Anlage auf dem Hemmaberg als Bischofssitz zu sehen. Es käme dafür der Bischof von Virunum in Frage, der sich in eine befestigte Höhengründung zurückgezogen hätte, nämlich nach dem Modell von H. Vettors, der dafür den klingenden Begriff *episcopus in castellis* verwendete.^{xxxix} Bei

einem solchen Vorschlag müssen jedoch die zivilen oder auch die militärischen Verwaltungsstrukturen berücksichtigt werden, die auch für die kirchliche Organisation stets maßgeblich waren. Aufgrund der oben zitierten schriftlichen Quellen decken sich die Bischofssitze und ihre Bistümer jeweils mit den *municipia* in Binnennorikum. Die Verfügung, dass der Bischof seine Gemeinde in der Stadt nicht länger als drei Wochen im Jahr verlassen darf, trägt der Rolle und den Aufgaben des Bischofs Rechnung.^{xxxvi} Vor allem sind auf dem Grazerkogel unmittelbar nördlich von Virunum zwei frühchristliche Kirchen im Abstand von 25 m bekannt.^{xxxvii} Unbekannt ist das zeitliche Verhältnis dieser beiden Kirchen zueinander und zur spätantiken Kirche am Nordrand der Stadt Virunum.^{xxxviii} Unter diesem Gesichtspunkt wird man nicht erwarten, dass der städtische Verwaltungssitz und der Bischofssitz an den Fuß der Karawanken südlich der Drau in eine andere Landschaft, nämlich in den Bereich einer antiken Straßenstation verlegt wurde. Außerdem ist es nach heutigem Wissensstand nicht auszuschließen, dass das Jauntal südlich der Drau zur Civitas von Celeia gehört hat.^{xxxix} Doppelkirchenanlagen können zwar an Bischofssitzen vorkommen, aber sind kein zwingendes Merkmal von solchen.^{xl} Vielmehr spielt die Initiative des örtlichen Klerus für die Errichtung von Doppelkirchen eine Rolle, die auch an Pilgerstätten vorkommen.

Nachdem wir in den letzten Jahren bereits umfangreiche Kenntnisse zur spätantiken Siedlung mit dem frühchristlichen Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg gewonnen haben, sollte nun mit den Ausgrabungen in Globasnitz das zeitliche Verhältnis von Berg- und Talsiedlung geklärt werden. Im Ortsgebiet von Globasnitz am Fuße des Hemmaberges ist durch Funde und die Angabe in der Tabula Peutingeriana die römische Straßenstation zu lokalisieren. Skelettfunde am Ostrand von Globasnitz in den vergangenen Jahrzehnten wiesen auf ein Körpergräberfeld und ließen eine Klärung der genannten Fragestellung erwarten.

Im Bereich des genannten Gräberfeldes östlich von Globasnitz wurden in vier Grabungskampagnen von 1999 bis 2005 insgesamt 327 Gräber freigelegt. Die Toten wurden meist einzeln in gestreckter Rückenlage mit der Blickrichtung nach Osten begraben. Gelegentlich fanden wir Doppelbestattungen; manchmal handelt es sich um einen Erwachsenen

mit Kind. Viele der Toten waren nur in Leichentücher gehüllt in die Erde gelegt worden. Wenn der Verstorbene in eine Tunika gekleidet war, dann gibt die Metallschnalle des Gürtels darauf einen Hinweis. Seltener ist das Begräbnis in der vollständigen Tracht samt dem Schmuck der verstorbenen Frau. Während Ohrringe, Glasperlenketten, Armreifen, Fingerringe und Knochenkämme in mehreren Frauen- oder Mädchengräbern vorkommen, sind Fibeln bisher mit drei Exemplaren selten vertreten. Die aufwändigeren Gräber besitzen Holzsärge, Steinkisten aus Marmorplatten mit einem kleinen Tumulus oder eine gemauerte vertiefte Kammer. Die Gräber waren den Befunden zufolge durch rechteckige Steinsetzungen an der Oberfläche gekennzeichnet. Dies erklärt auch, dass es sehr selten zur Überschneidung von Grabgruben kam. Im Vergleich dazu waren die spätantiken Gräber in Faschendorf durch ovale Ringe von Steinen gekennzeichnet.^{xlii}

Die Steinkistengräber waren aus Spolien von monumentalen Grabbauten der römischen Kaiserzeit gefertigt. Dazu gehören beispielsweise ein Sockelprofil mit Pilasteransatz, ein Transennenfragment eines Fensters, ein Palmettenfries und ein Relief mit Mänade und Trauergenius.^{xliii} Von einem solchen stammt auch der folgende Titulus. *Tertio Valen/tis et Sa/muconi / Cupiti /et Valentino fil(io) / an(norum) L et Suadr(a)e / con(iugi)*. Der Name des Sohnes und seiner Gemahlin wurde erst Jahrzehnte später in kleineren Buchstaben nachgetragen. Die Frauen tragen keltische Namen. Auch der Vatersname von Samuco ist in diesem Zusammenhang als keltisch zu bewerten. Der ältere der beiden Inschrifttexte ist vielleicht noch im ersten Jahrhundert nach Chr. entstanden.

Von den Polyederohrringen sind drei Typen bekannt. Die massiven Polyeder kommen in Bronze und dreimal in Silber vor; zwei Exemplare aus einem Kindergrab besitzen erstmals einen deutlich kleineren Durchmesser. Die Ohrringe mit aufgeschobener Polyederkapsel aus Bronzeblech besitzen an den offenen Dreiecksflächen Glaseinlagen. Solche sind in rhombischer Form mit Hilfe von Fassungen auch an den Achteckflächen befestigt. Zu diesem Typus gehören auch Polyeder in Durchbruchsarbeit aus Rhomben und Dreiecken, die über den Glasflächen ausgeführt sind. Er hat eine Entsprechung im ostgotischen Gräberfeld von Dravlje.^{xliiii} Der dritte Typus sind Ohrringe mit Schlaufe und Körbchen in Blütenform, in deren Zentrum eine runde, gewölbte Glaseinlage eingesetzt ist. Die Körbchen kommen als glatter oder als gefalteter Blütenkelch vor. Die Halsketten waren häufig aus kleinen dunkelbraunen oder grünen Glasperlen (Durchmesser 2mm) mit bronzenen Verschlusshäkchen gefertigt. Bis zu 207 Stück kommen auf einer Halskette vor. Nur zweimal kamen in Kindergräbern neben den kleineren

auch größere blaue und bunte Glasperlen (12 – 15 mm) zutage, zu denen auch eine solche aus Bronze und eine nicht bestimmbare gelochte Münze gehört.

Aus einem Frauengrab stammt die Bügelfibel (Abb. 4) eines regionalen Typs, deren Form von ostgermanischen Typen beeinflusst ist. Dieser Typus der Bügelfibel kommt im 5. Jahrhundert auf und ist in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts gebräuchlich.^{xiv} Diese Art der Bügelfibeln ist in Kärnten auch aus der spätantiken Provinzhauptstadt Teurnia und von den spätantiken Höhensiedlungen auf dem Kappele bei Jadersdorf und auf dem Kathreinkogel bekannt.

In einem bereits zerstörten Grab fanden wir die Bodenplatte einer Dosenfibel, wie sie in zwei Exemplaren auch aus Teurnia bekannt ist. Die fehlende Vorderseite war in Treibarbeit mit Ornamenten oder gelegentlich mit figuralen Darstellungen verziert. Der Hohlraum dieser Dosenfibeln war mit Bienenwachs oder mit Sand gefüllt. Vielleicht kann die Bestimmung der Knochenfragmente aus dem gestörten Grab einen Hinweis geben, ob es sich um einen Mann oder eine Frau gehandelt hat.

Vier bronzene Armreifen mit verdickten Enden stehen zwei bandförmigen mit angedeuteten Tierkopfen gegenüber, die am linken Unterarm einer Frau gefunden wurden. Die eisernen Armreifen sind in der Regel sehr schlecht erhalten, sodass über die Ausprägung der offenen Enden keine Aussage getroffen werden kann. Eisen gilt als Mittel zur Abwehr von Übeln, von denen der Mensch befallen wird, wie uns Plinius (nat. hist. 44 - 46) im ersten Jahrhundert nach Chr. berichtet. Daher sind verschiedene Schmuckobjekte (z. B. Armreifen, Fingerringe) und Amulette in Eisen ausgeführt. In drei Frauengräbern entdeckten wir je dreimal einen Schlüssel im Beckenbereich und einmal auf der Brust. Ein vierter Eisenschlüssel stammt aus einem zerstörten Grab. Eisenschlüssel am Gürtel wären nicht auffällig, wenn sie in Verbindung mit anderen Objekten auftreten. Noch ungewöhnlicher ist ein 20 cm langer Schlüssel auf der Brust, der um den Hals befestigt war. Da es die einzigen Objekte in dem jeweiligen Grab waren, und da sie auch nicht paarweise auftreten, sind sie wohl auch nicht als Hinweis auf den Besitz von Truhen und Kästchen mit eigenem Besitz zu werten.^{xiv} Eine Deutung des Sextus Pomponius Festus, der Verfasser eines Lexikons im zweiten Jahrhundert nach Christus war, hält fest, dass es bei den Römern Brauch sei, den Frauen einen Schlüssel zu schenken, der als Amulett (des Aufsperrens) die Geburt erleichtern sollte.^{xvi} Die anthropologische Bearbeitung wird zeigen, ob es sich um Frauen im gebärfähigen Alter handelt. Außerdem wird man dadurch Aufschluss über das kulturelle Umfeld bzw. Herkunft dieser Frauen gewinnen. Doch darf man jetzt schon

annehmen, dass in diesem Gräberfeld Gotinen (z. B. mit Schädelformation) und Romaninen bestattet waren.

Eiserne Fingerringe werden einzeln oder von einer Frau auch neben einem Bronzering getragen. Die eisernen Fingerringe sind oft auch bis auf Rostspuren vergangen. Sie kommen offenbar auch in Männergräbern vor. Vom Syrer Lukianos aus Samosata im zweiten Jahrhundert nach Chr. erfahren wir über die besondere magische Wirkung eines eisernen Fingerringes, wenn er aus den Nägeln eines Gekreuzigten gefertigt wurde.^{xlvii} In einem Dialog berichtet der Philosoph Eukrates von einem derartigen Ring, den er von einem Araber erhalten hatte.^{xlviii} Im Augenblick der Gefahr drehte er an dem Ring und ließ die „Wilde Jagd“, das Gefolge der gefürchteten Nachtgöttin Hekate, verschwinden. Das heißt, Eukrates konnte mit dem Ring sogar zaubern. Ambrosius, der Bischof von Mailand berichtet, dass die heilige Helena nicht nur das Kreuz Christi fand, sondern auch die Kreuzesnägel Christi, von denen sie einen in ein Pferdegeschirr und einen zweiten in eine Krone für ihren Sohn Konstantin einarbeiten ließ. Hier verschwimmen die Grenzen zwischen Reliquien und Amulett, wenn wir uns die antiken Vorstellungen vor Augen halten.

Selten traten im Gräberfeld silberne Fingerringe mit gläserner Ringzier auf, die in einem Fall vom Ring gebrochen in dem Grab eines Kleinkindes entdeckt wurde. Neben den bereits genannten Schmuck und Trachtzubehör sind noch einige seltenere Beifunde zu erwähnen. Dreimal erhielten sich Reste von zweireihigen dreiteiligen Knochenkämmen. Einmal war einer Frau ein Parfumfläschchen (Aryballos) aus dünnem Glas neben den Kopf gestellt worden. Ein eiserner Taschenbügel mit zwei antithetischen Tierköpfen, deren Kreisaugen und Mäuler mit Messingeinlagen hervorgehoben sind, stellen ein Unikat in Norikum dar (Abb. 5).^{xlix} Die Ränder des Bügels sind mit Punzen in Form von Rillen, Punkten und Rauten verziert. M. Schulze-Dörrlamm verweist vergleichsweise auf die tauschierten Taschenbügel mit gegenständigen Vogelköpfen aus germanischen Kriegergräbern in den Randprovinzen des Weströmischen Reiches, die in rheinischen und gallischen Werkstätten gegen die Mitte des 5. Jh. hergestellt wurden. Die Werkstätte unseres Taschenbügels vermutet sie in Italien oder im oströmischen Reich.

In einem Grab wurde ein Spinnwirtel ein wenig oberhalb des linken Ellenbogens eines Skelettes gefunden. Die Lage zeigt an, dass die hölzerne Spindel der Toten in die Armbeuge gelegt wurde und zwar vermutlich zusammen mit dem Spinnrocken (vgl. Abb. 6a). Ein weiterer Spinnwirtel stammt offenbar von einem zerstörten Grab. Da zeitgenössische Darstellungen Maria, die

Mutter Christi, mit der Wollarbeit zeigen, dachten Forscher bei romanischen Gräbern auch schon an eine christliche Symbolbedeutung der Spindel im Grab.^l Die Wollarbeit war stets auch eine angesehene Tätigkeit der Frauen in gehobenen gesellschaftlichen Kreisen. Für einen Haushalt im allgemeinen bedeutete das Spinnen der Frau nach getaner Arbeit einen Zusatzverdienst, was sich auch in einem deutschen Sprichwort spiegelt.^{ll} Der Schmuck der Frauen unterscheidet sich nicht von jenem aus romanischen Gräberfeldern. Es ist nicht auszuschließen, dass im Gräberfeld sowohl Romaninen als auch Gotinen bestattet wurden. Als Gotinen sind jene mit künstlicher Schädelumformung anzusprechen.

Gräber von Angehörigen des ostgotischen Militärs

Unter den 252 Gräbern ist ein Angehöriger des ostgotischen Heeres an seinem kostbaren Militärgürtel, nämlich an seinem Rangabzeichen, erkennbar (Abb. 7). Waffenbeigaben, die stets einen hohen Wert darstellen, fehlen als Merkmal von ostgotischen Soldatengräbern, wie dies auch aus Pannonien bekannt ist. Die bronzenen Beschläge des genannten Militärgürtels zeigen je zwei Adlerköpfe. Der Adler oder dessen Kopf ist bei den Ostgoten ein beliebtes Motiv, mit dem Fibeln, Beschläge und Schwertknaufe verziert werden. Für die Einlegearbeit des Adlermotivs werden in der Regel Almandine (= indische Granate) verwendet. Im Fall des Offiziersgürtels aus Globasnitz setzte der Kunsthandwerker durchsichtiges Glas ein und hinterlegte dieses mit rotem Leder, sodass der Eindruck von Halbedelsteinen entstehen sollte. Die rote Farbe ist durch die Untersuchungen des Bundeskriminalamtes Wiesbaden nachgewiesen. Die eiserne Gürtelschnalle besitzt eine Tauschierung aus Silber- und Messing: Der Schnallenrahmen zeigt winzige Quadratfelder mit Rosettenkreuzen. Der Schnallendorn ist mit einem Schnuornament und einem silbernen Kreuz verziert, das den Mann als Christen ausweist (Abb. 8). Der Träger des Gürtels ist daher als Ostgote ein arianischer Christ. Die purpurrote Farbe ist noch im 10. Jahrhundert charakteristisch für byzantinische Gürtel, die neben anderen Wertgegenständen als diplomatische Geschenke vom Kaiser Konstantinos Porphyrogenetos empfohlen werden.

Neben den Adlerkopfbeschlägen zierten auch noch Propellerbeschläge mit Glaseinlagen den Gürtel (Abb. 7). An einem Täschchen des Gürtels war ein Feuerschläger mit Schnalle für die Verschlusslasche befestigt. Im Täschchen befanden sich vier Feuersteine und der nicht mehr erhaltene Zunderschwamm. Eine Ahle und eine

Nadelbüchse wurden zusammen mit den Gürtelbeschlägen gefunden. Ob sich diese Objekte auch im Täschchen befanden, konnte nicht bestimmt werden. Der Gürtel mit bronzener Riemenzunge wurde über einem wollenen Kleidungsstück (einer kurzen Tunika ?) getragen (Abb. 6b). Der doppelfädige Wollstoff wurde von R. Goedecker-Ciolek sowohl auf der Gürtelschnalle als auch auf dem Feuerschlägertaschenbügel festgestellt.^{lii} Ein dünner Bronzering (Dm. 13 mm) hing bei der Auffindung im Rost der Ahle, daneben lag noch ein weiterer 5 mm breiter Bronzering (Dm. 10 mm). Die eiserne Bügelfibel vom Typ Desana besitzt eingelegte Messingstreifen und vier bronzene Knöpfe. Der Fibel hafteten Holzreste an; am Fibelfuß war noch doppelfädiges Wollgewebe zu erkennen. Lose unter der Fibel befand sich ein leinwandbindiges Ripsgewebe. Die gesamten Objekte befanden sich an der linken Seite des Toten. Immer wieder kamen kleinste Holzkohlereste (1 – 2 mm) im Lehm zutage. Die militärische Kleidung samt Zubehör waren dem verstorbenen Offizier vielleicht in einem Holzsarg mit ins Grab gegeben worden. Der Tote selbst war aber in einer Tunika begraben worden, von deren schmalen Gürtung eine kleine Eisenschnalle und eine kleine bronzene Riemenzunge stammt.

Einem Mann mit künstlicher Schädelumformung war, aufgrund einer eisernen kleinen Gürtelschnalle in eine Tunika gekleidet, im Grab bestattet worden. Zusätzlich legte man dem Erschlagenen einen Gürtel mit silberner Schnalle und ziselierter Riemenzunge zu Füßen (Abb. 10). Außerhalb des Grabes kam ein kleiner Männerohrring zutage, der aber aufgrund der Fundsituation nicht sicher dieser Bestattung zuzuweisen ist.^{liii} Da es sich wie beim vorher geschilderten ostgotischen Militärgürtel um eine zusätzliche Beigabe handelt, die auf den Rang des Verstorbenen hinweist, könnte es sich bei dem jungen Mann ebenfalls um einen Heeresangehörigen handeln.

Als Soldaten dürften auch jene beiden Männer anzusprechen sein, deren Schuhnägel auf ein militärisches Bekleidungsstück hinweisen dürften. In einem Fall waren dem Toten die Schuhe neben die Füße gestellt worden, sodass sich das Muster der Nagelbahnen erhielt.

An fünf gut erhaltenen Skeletten konnten bereits bei der Ausgrabung künstlich verformte Schädel an drei Männern und zwei Frauen beobachtet werden. Die zwei bisher nachgewiesenen Arten der Schädelumformung sind durch das unterschiedliche Anlegen der Bandagen am Kopf des Kleinkindes entstanden. Während in einem Fall hauptsächlich die Stirn verflacht wurde, zielt im anderen Fall die Bandagierung auf die Entstehung eines hochgezogenen Hinterhauptes (Abb. 9). Diese zwei Arten der Schädelumformung sind nicht auf die Ostgoten beschränkt. Die künstliche Schädelumformung wurde von den Ostgoten wie auch von hunnischen oder germanischen Stämmen geübt und kommt in unterschiedlicher Häufigkeit in der Bevölkerung vor. Unter dem Einfluss der römischen Kultur geht diese Sitte praktisch verloren.

In einem Fall konnte eine etwa 40 jährige Frau mit Kinderlähmung nachgewiesen werden, bei der beide Unterschenkel durch die Lähmung der Streckmuskeln angezogen waren. Die gravierende Behinderung der Frau zeigt an, dass sie auf sozial verantwortliche Mitmenschen angewiesen war und dank der Fürsorge ein beachtliches Alter erreichen konnte. In manchen Fällen sind auch Bandscheibenschäden erkennbar, die zur Veränderung der Wirbelkörper führten.

Wie die Funde belegen, waren in diesem Gräberfeld auch ostgotische Soldaten und Offiziere begraben. Diese Tatsache könnte auch für Knochenverletzungen (Oberarmbruch, Schienbeinbruch), die bereits häufiger als in anderen Gräberfeldern schon während der Ausgrabungen aufgefallen sind, eine Rolle spielen. Nach der Restaurierung des künstlich umgeformten Schädels eines Ostgoten ist nun klar, dass der 18 jährige Mann durch einen Schlag an der rechten Schläfe starb (Abb. 9). Der Schädel eines weiteren Mannes zeigt die Spuren eines Schwerthiebes, der das Schädeldach verletzte und seitlich das linke Jochbein scharf abschnitt. Ob diese Verletzung zum Tode führte, werden erst die anthropologischen Untersuchungen ergeben.

Ein Grab erbrachte drei Bestattungen (Nr. 202, 203, 204), die aufgrund der Knochenlage gleichzeitig begraben wurden (Abb. 11). Es handelt sich um einen jungen

Mann (ca. 25 Jahre) und um eine ältere Frau (ca. 60 Jahre), die in gestreckter Rückenlage mit der Blickrichtung nach Osten, zum Paradies hin, begraben waren. Der Mann war der eisernen Gürtelschnalle zufolge in der Tunika begraben worden. Die Unterarme hatte er über dem Becken leicht angewinkelt. Die Frau war aufgrund des Fehlens von Trachtzubehör nur in ein Leichentuch gewickelt worden. Ihr rechter Unterarm befand sich über der rechten Beckenschaufel, während ihr linker Arm so angewinkelt war, dass ihre Hand über dem Schultergelenk zu liegen kam (Abb. 11). Die Schädel der beiden Individuen waren einander zugewandt (Abb. 11). Ungewöhnlich ist das verstümmelte dritte Skelett über den Beinen der beiden beschriebenen Bestattungen (Abb. 11). Anscheinend handelt es bei dem dritten Individuum um einen Mann, dem die Beine im oberen Drittel der Oberschenkel und der linke Oberarm abgehackt worden waren. Vom Schädel sind nur Schädelbasis sowie das Ober- und das Unterkiefer vorhanden. Der verstümmelte Leichnam war mit angewinkelttem rechtem Arm bäuchlings begraben worden. An mehreren Stellen weisen die Knochen punktuelle schwarze Brandflecken und Kalzinierung von ein bis zwei Zentimeter Durchmesser auf.

Der Tote sollte bei der Auferstehung nicht nach oben blicken, sondern gegen die Erde. Diese Vorstellung als Bestattungsart für Rebellen ist auch noch in der frühen Neuzeit und in der jüngsten Vergangenheit zu fassen.^{liv} Es konnte eine Strafe sein, die über den Tod hinaus wirksam war. Allerdings wurden Verbrecher üblicherweise nicht in einem regulären Gräberfeld bestattet. Auch Opfer einer Gewalttat oder eines Unfalls („schlechter Tod“ oder „schlimmer Tod“) konnten für ein Abweichen von der Bestattungssitte maßgeblich sein.

Da dieser Befund in seiner Art für die Völkerwanderungszeit im Alpenraum einmalig ist, fehlen unmittelbare Vergleiche. Bisher konnten erst vor kurzem an einem Skelett des 5./6. Jh. im römischen Vitudurum (Oberwinterthur, Schweiz) dreifache Hackspuren an den Händen festgestellt werden (Grab 319).^{lv} Zudem kann erschlossen werden, dass dem Individuum vor dem Tod Verletzungen in der Bauchgegend zugefügt wurden, was die angewinkelten Beine erklärt. Die Unterarme waren über der Brust angewinkelt, doch die Handknochen mit den Hackspuren fanden sich im Bereich des Beckens. Daraus ist vermutlich weiter zu folgern, dass der Tote noch vor dem Lösen der Leichenstarre begraben wurde. Im Vergleich mit dem Gräberfeld der Ostgotenzeit in Globasnitz ist zu erwähnen, dass in der Umgebung des Grabes 319 in Oberwinterthur das Grab einer Germanin beobachtet wurde. In Winterthur wird die

Verstümmelung als Folter, Strafe oder Rache mit Todesfolge erklärt. Allerdings wurde der Tote nicht in Bauchlage begraben, wodurch keine Kennzeichnung als Verbrecher gegeben ist. Daher wird wohl für Grab 319 ein Racheakt in Betracht gezogen.

Verfärbungen im Schotterboden erwiesen sich als Spuren einer Holzkiste (Grab 159), die 11 Knochen enthielt, welche zum Teil Hackspuren aufwiesen.^{lvi} In diesem Fall wurde an ein Verbrechensopfer oder Opfer eines Racheaktes gedacht, das zerstückelt und dessen Teile möglicherweise von Tieren vertragen wurden. Eine pietätvolle Bestattung der Überreste im Friedhof wäre nach Entdeckung des Opfers die Folge gewesen.

In einem Nord-Süd ausgerichteten Grab kam das Skelett eines jungen Mannes in Bauchlage zutage (Abb. 11); sein Schädel befand sich am Nordrand der Grabgrube. Dem jungen Mann waren vor der Grablegung die Hände am Hals mit seinem Gürtel festgebunden worden, wie dies durch die Lage der abgewinkelten Arme und der eisernen Gürtelschnalle an der Schulter (processus coracoideus) hervorgeht. Die Oberschenkel liegen parallel, während die Unterschenkel leicht nach außen gestellt sind. Möglicherweise ist diese Stellung ein Hinweis auf eine weitere Fesselung. Ob gewisse Verletzungen vorliegen, wird die anthropologische Untersuchung zeigen. Auch magische Vorstellungen konnten für eine abweichende Bestattungsweise – wie oben erwähnt – eine Rolle spielen.^{lvii} Auf jeden Fall ist es interessant, dass auch dieser Befund mit einer Beobachtung im Gräberfeld mit germanischen Bestattungen in Baar (Schweiz) vergleichbar ist.^{lviii} Dort vermuten die Archäologen, dass die bäuchlings liegende Frau aufgrund der angewinkelten Arme gefesselt war. Das Fesseln und die Bauchlage konnten aus Angst vor Wiedergängertum geschehen, wenn jemand eines unnatürlichen – auch unverschuldeten Todes – gestorben ist. Die Bauchlage sollte verhindern, dass die Seele austritt und wiederkehrt. Diese Sonderform der Bestattung lässt sich bis in das 20. Jahrhundert nachweisen. Das Begraben mit dem Gesicht nach unten ist als kollektiver Strafvollzug zu werten, der auch für Selbstmörder angewandt wurde, wie N. Kyll ausführt.^{lix} Pars pro toto wurde in einem Dorf auch ein Pesttoter oder Choleratoter in manchen Gegenden bäuchlings begraben, damit die Seuche aufhöre. Auf Grund des Grabungsbefundes wäre auch das Lebendigbegraben als Art der Todesstrafe bei Germanen in Betracht zu ziehen.^{lx} Wie schon erwähnt, würde man allerdings die Bestattung eines Verbrechers abseits des Friedhofes erwarten, doch kennen wir die Grabsitten speziell dieser Epoche viel zu wenig.

Im Zusammenhang mit dem oben geschilderten Begräbnis in Bauchlage ist auf eine Nord – Süd ausgerichtete Dreifachbestattung (Grab 9, 9a, 9b/ 84) auf dem Hemmaberg zu verweisen (Abb. 13). Wie im Gräberfeld in Globasnitz sind die drei Individuen gleichzeitig bestattet worden, jedoch wurden alle drei übereinander begraben. Das oberste (Nr. 9/84) zeigt gestreckte Rückenlage mit einem rechten seitlich angelegten und einem linken abgewinkelten Arm. Beim Schädel wurde ein ovaler silberner Ohrring gefunden, der ein Pendant hat zu jenem, der in Globasnitz am Rand des Grabes 15 entdeckt wurde. In Grab 15 befand sich ein Ostgote mit künstlich verformtem Schädel.^{lx} Unter der Bestattung 9/ 84 auf dem Hemmaberg war eine Frau (Nr. 9a/84) in Bauchlage mit angewinkelten Beinen begraben. Aufgrund des schlechten Erhaltungszustandes konnte die Ursache für das teilweise Fehlen der Unterschenkel (noch) nicht bestimmt werden (Abb. 13). Die angewinkelten Beine könnten allerdings auch ein Hinweis auf Kinderlähmung sein, wie dies auch ähnlich bei einer Bestattung in Rückenlage in Globasnitz zu beobachten war.^{lxii} Ein Körbchenohrring weist u. a. das Individuum als Frau aus. Darunter befand sich ein drittes Skelett (Nr. 9b) in gestreckter Rückenlage mit einem rechten angewinkelten und einem linken seitlich angelegten Arm. Erst wenn von allen Skeletten ein anthropologischer Befund vorliegt, können weitere Überlegungen angestellt werden. Auf jeden Fall spiegelt die Art der Bestattung bestimmte kulturelle Vorstellungen und geistige Haltungen wieder.

Die Westgrenze des Gräberfeldes wird durch den Globasnitzer Bach (und die begleitende Strasse) bestimmt. Es dehnt sich 75 m nach Osten aus. Gegen den Südrand des Gräberfeldes ist eine größere Dichte an Bestattungen zu beobachten (Abb. 14). Der heutige Weg entspricht etwa dem Verlauf eines alten Hohlweges, der um 1965 aufgefüllt wurde. Es ist zu vermuten, dass der Hohlweg bereits in der Antike vorhanden war und gleichzeitig als Entlastungsgerinne bei den Hochwassern des Globasnitzer Baches diente. Die Beobachtungen bei Grab 211 geben einen Hinweis auf eine ursprüngliche Wegböschung. Südlich des genannten Weges kamen keine Gräber mehr zutage. An der Westkante ist mit einer Ausdehnung des Gräberfeldes von mindestens 100 m zu rechnen (Abb. 14).

Eine besondere Überraschung bot im Zentrum des Gräberfeldes ein Gebäude A (19,20 x 14,80 m), das wir als Kirche ansprechen können, die gleichzeitig mit dem Gräberfeld bestand (vgl. unten). Dem Kirchensaal (18,00 x 9,60 m lichte Weite) sind an der Nordseite drei Räume angeschlossen, von denen der mittlere ein Taufbecken besitzt (Abb. 14). Von diesem Gotteshaus blieben die Ausrissgruben der Fundamente und in einigen Abschnitten der

Westhälfte noch die untersten Steinlagen derselben erhalten. (Abb. 14). Der Kirchenboden aus Ziegelsplittestrich wurde gänzlich abgetragen, sodass nur noch Bruchstücke davon übrig blieben. Diese kamen vereinzelt in den Fundamentgruben und gehäuft im Taufbecken zutage. Im Kirchensaal ist in der Osthälfte eine zur Nordwand parallele Fundamentgrube (Abb. 14) zu beobachten, die am ehesten als letzte Spur des Presbyteriums erklärbar ist.

Das Taufbecken (Piscina) im mittleren rechteckigen Raum (4,70 x 3,20 m lichte Weite) an der Nordseite war dicht mit Mörtelgrieß, Steinen und Estrichbrocken gefüllt. Mauern und Boden des Beckens sind zerstört bis auf Mörtelreste. Das annähernd quadratische Becken (1,95 x 1,80 m) befindet sich nicht genau in der Raummitte, sondern ist von der Westwand abgerückt. Von der Westseite dürfte demnach der Zutritt in die Piscina wie im Baptisterium der östlichen Doppelkirche auf dem Hemmaberg gewesen sein.

Von der Ausstattung der Kirche stammen offenbar zwei Schaftbruchstücke von Marmorsäulchen. Das 11,5 cm lange Fragment mit einem Durchmesser von 9 cm kam in der Ausrissgrube der Nordmauer des Kirchensaales zutage. Das dickere, 14 cm lange Säulchenbruchstück mit 12 cm Durchmesser lag in der Schuttverfüllung des Taufbeckens. Dieses Fragment zeigt eine Oberflächenveränderung, wie sie als Merkmal von Erhitzung oder Brand typisch ist. Derartige schlanke Säulchen (von ca. 90 cm Länge) fanden in den Kirchen als Füße der Tischaltäre (Mensae) oder auf den Schrankenpfeilern der Altarraumbegrenzung in Form einer Pergola Verwendung. Diese Marmorausstattung hebt die Kirche gegenüber solchen mit Holzschranken deutlich ab und weist auf einen großzügigen Stifter oder eine wohlhabende Gemeinde.

Für die Interpretation des Gebäudes A als Kirche gibt es aufgrund der massiven Zerstörung nur wenige Anhaltspunkte. Doch wenn man die Lage und das Verhältnis zum Gräberfeld betrachtet, dann hat die angeführte Erklärung die größte Wahrscheinlichkeit. Auf jeden Fall ist auf dem Plan (Abb. 14) deutlich, dass das Gebäude A von den Gräbern respektiert wird. Sie halten einen gewissen Abstand zu den Fundamentgruben. Daraus dürfen wir auf eine gleichzeitige Benutzung von Gebäude A und Friedhof schließen. Eine Interpretation der Fundamentgruben als Spuren eines Mausoleums oder eines Grabbezirkes scheidet aus, weil eine entsprechende zentrale Bestattung fehlt und weil innerhalb des Gebäudes kein einziger menschlicher Knochen gefunden wurde. Dies gilt auch für das Becken im mittleren nordseitigen Raum, das bei einer geschätzten Mindeststärke der Piscinawand von 30 cm eine maximale lichte Länge von 1,35 m

erreicht hätte und damit auch nicht für eine Grablege geeignet gewesen wäre. Die Gliederung des Grundrisses lässt sich mit jenen Kirchenbauten vergleichen, deren Nebenräume an einer der Langseiten errichtet wurden. Außerdem machen Fundamentspuren im Ostteil des Saales bei einer Deutung als Spuren des Presbyteriums einen Sinn. Bei der Frage nach den Resten einer Reliquiengrube müssen wir bei der Betrachtung vom einstigen Bodenniveau des Presbyteriums ausgehen. Da heute nur noch die untersten Steinlagen (ohne Mörtel) des Fundamentes vorhanden sind, wird der ursprüngliche Estrichboden der Kirche ca. 30 bis 50 cm höher gelegen gewesen sein als das vorhandene Schotter- und Lehmniveau. Weitere 60 cm (zwei Fuß) darf man für die Bodenhöhe des Presbyteriums zugeben. Wenn die Reliquienkammer dann eine Tiefe von 90 cm hatte, konnte sie bei dieser intensiven Zerstörung keine Spuren mehr hinterlassen. Nördlich der Kirche liegt ein römerzeitliches Gebäude B (Abb. 9), das bereits bei der Anlage des Gräberfeldes zerstört war.

Außerhalb der Ostrand des Friedhofes entdeckten wir unerwartet mehrere zerbrochene Tongefäße aus der Mittelbronzezeit (1500 – 1250 v. Chr.). Solche Entdeckungen können nur bei händischen Grabungsarbeiten gemacht werden. Daraus können wir schließen, dass bei maschinellen Erdbewegungen solche Befunde verloren gehen. Hinweise auf Holzbauten oder auf Gräber konnten allerdings im ergrabenen Areal nicht festgestellt werden. Vom Hemmaberg sind bereits seit den Ausgrabungen 1984 mittelbronzezeitliche Siedlungsspuren bekannt.

Durch die Ausgrabungen in Globasnitz lernen wir, dass unser Geschichtsbild der Völkerwanderungszeit unvollständig ist. Unser bisheriges Forschungsbild im Alpenraum war geprägt durch die befestigten Höhengründungen des 5. und 6. Jahrhunderts, die im ostalpinen Raum später überbaut wurden. Gleichzeitig mit der Bergsiedlung auf dem Hemmaberg besteht im Tal die Straßenstation für den staatlichen Nachrichtendienst. Daher ist hier auch das Militär, nämlich die ostgotischen Soldaten, stationiert. Im Tal befindet sich wie in den vorangegangenen Jahrhunderten der römischen Kaiserzeit der Markt, auf dem die Produkte aus dem Alpenraum und aus dem Süden gehandelt wurden. Eine Verordnung Theoderichs (Cassiodor, var. 1, 28) zeigt, dass der Straßendienst (*cursus publicus*) im Ostalpenraum nicht mehr in der notwendigen Weise funktioniert hat, weil beispielsweise Bauern im Isonzotal staatliches Weideland für die Pferde des Straßendienstes entfremdet hatten. Die Lukrestani am Isonzo wurden angehalten, die Weiden wieder zurückzugeben.

Die Straßenstationen dienten für den raschen Nachrichtendienst und zum Territorialschutz und waren damit ein wesentlicher Faktor für die Herrschaft und die

Kontrolle des Reiches. Damit können die Schlussfolgerungen aus dem Gräberfeld bei Globasnitz beispielhaft für die Zeit der Ostgotenherrschaft im Ostalpenraum gewertet werden. Demnach kann man auch das ostgotische Gräberfeld (mit künstlichen Schädelumformungen) in Dravlje nahe dem Schnittpunkt von Autobahn und Celovška cesta nördlich von Ljubljana (*Emona*) in Verbindung mit einer Straßenstation dieser Epoche sehen.^{lxiii} Über das spätantike Leben abseits der befestigten Höhensiedlungen brachten auch die Ausgrabungen in Faschendorf, das gegenüber der römischen Stadt Teurnia auf der anderen Drauseite liegt, neue Ergebnisse. Es handelt sich um spätantike Körpergräber, die innerhalb und außerhalb eines römischen Grabbezirkes in unterschiedlicher Tiefe zutage kamen.^{lxiv} Die Grabbauten stehen offenbar mit einer römischen Villenanlage in Verbindung, die im heutigen Ortskern von Faschendorf liegt.^{lxv} Da die Gräber bis in die Spätantike reichen, ist auch mit der Nutzung des Gutshofes in der Spätantike zu rechnen, ein Aspekt, der durch die Funde erst allmählich fassbar wird. Demnach wird gerade für diesen Zeitraum vom Übergang der römischen Antike in das Frühmittelalter die archäologische Forschung unser Geschichtsbild noch verändern.

Da es sich bei dem Gräberfeld um eine entscheidende Entdeckung im alpinen Raum handelt, soll das Areal möglichst umfassend erforscht werden. Bislang sind befestigte Höhensiedlungen in der Alpenregion gut bekannt, während mit dem Gräberfeld in Globasnitz in Tallage die Siedlungstätigkeit der Völkerwanderungszeit fassbar wird. Damit kann die Erforschung des Gräberfeldes beispielhaft für die Ostgotenzeit im Ostalpenraum stehen. Aus archäologischer Sicht besitzen nur wenige Gräber aussagekräftige Beifunde, was nicht zuletzt seine Ursache darin hat, dass der Ostgotenkönig Theoderich empfahl, dass die Toten ohne Beigaben bestattet werden sollen, damit die Grabräuber nicht angelockt würden. Außerdem erlaubte er, dass in alten Gräbern nach Wertgegenständen gesucht werden dürfe, weshalb die Goten von Eugippius als Grabräuber bezeichnet wurden. Durch die Ausgrabungen des Gräberfeldes in Globasnitz und die Entdeckung der arianischen Kirchenanlage neben der katholischen Doppelkirche auf dem Hemmaberg wird fast ein halbes Jahrhundert (493 – 536) antiker Geschichte, Kultur, Kunst und Architektur beispielhaft in der Alpenregion fassbar. Die Erforschung des völkerwanderungszeitlichen Friedhofes in Globasnitz bedeutet für die Zukunft, dass wir im Ostalpenraum mit Gräberfeldern der Ostgotenzeit nicht auf den Bergen, sondern im Tal rechnen müssen. Manche bereits bekannte, aber noch nicht erforschte Körpergräberfelder unbekannter Zeitstellung könnten in diese Epoche der Gotenzeit gehören.

Abbildungen

Abb. 1: Globasnitz, Hemmaberg, Plan der frühchristlichen Kirchen (F. Glaser)

Abb. 2: Globasnitz, Hemmaberg, griechische Vasenscherbe und Rekonstruktion eines Stamnos (Foto: P. Schwarz und digitale Bearbeitung: K. Allesch)

Abb. 3: Globasnitz, Hemmaberg, Modell der frühchristlichen Kirchen (Modellbau: H. Mack, Foto: P. Schwarz)

Abb. 4: Globasnitz, östliches Gräberfeld, Bügelfibel aus Grab 16 (Foto: P. Schwarz)

Abb. 5: Globasnitz, östliches Gräberfeld, Taschenbügel mit Tierkopfbenden aus Grab 29 (Foto: F. Glaser)

Abb. 6: Globasnitz, östliches Gräberfeld, a) Frau mit Spinnrocken und Spindel b) Ostgote mit Militärgürtel (Zeichnungen: F. Glaser)

Abb. 7: Globasnitz, östliches Gräberfeld, ostgotischer Militärgürtel aus Grab 11 (Foto: F. Glaser)

Abb. 8: Globasnitz, östliches Gräberfeld, eiserne Gürtelschnalle mit Tauschierung aus Grab 11 (Foto: P. Schwarz)

Abb. 9: Globasnitz, östliches Gräberfeld, künstlich verformter Schädel eines Ostgoten Grab 15 (Foto: F. Glaser)

Abb. 10: Globasnitz, östliches Gräberfeld, silberne Schnalle, bronzene Riemenzunge (mit Gegenbeschlag) und Ohrring aus Grab 15 (Foto: P. Schwarz)

Abb. 11: Globasnitz, östliches Gräberfeld, Mehrfachbestattung mit den Individuen 202, 203 und 204 (Zeichnung: J. Eitler)

Abb. 12: Globasnitz, östliches Gräberfeld, gefesselter und bäuchlings bestatteter Mann in Grab 241 (Foto: F. Glaser)

Abb. 13: Globasnitz, Hemmaberg, Mehrfachbestattung mit den Individuen 9, 9a und 9b (Zeichnung: F. Glaser)

Abb. 14: Globasnitz, östliches Gräberfeld, Lageplan der 327 Gräber (Vermessung und Zeichnung: J. Eitler)

Zusammenfassung:

Erstmals konnte in Noricum ein Gräberfeld aus der Zeit der Ostgotenherrschaft (493 – 536) festgestellt werden. Da es an einer Straßenstation (Iuenna) liegt, belegt es die Reorganisation des *cursus publicus*, die auch in der Verordnung des König Theoderich an die Bewohner des Isonzotales ersichtlich wird. Die Aufgaben des Straßendienstes wurden demnach von Angehörigen des ostgotischen Heeres vorgenommen. Ostgotische Soldaten sind aufgrund der üblichen Waffenlosigkeit in den Gräbern nur am Rangabzeichen, nämlich am Militärgürtel erkennbar; ein silbernes Kreuz an der Schnalle weist ihn als Christen aus. Das Gräberfeld bietet einen wesentlichen Beitrag auch zur

Interpretation der beiden mehrteiligen Kirchenanlagen auf dem Hemmaberg vom Anfang des 6. Jahrhunderts. Die östliche Doppelkirche nutzte die katholische Gemeinde der Romanen, die westliche die arianischen Ostgoten.

Anmerkungen

- ⁱ F. Glaser, *Fundberichte aus Österreich* 32 (1993) 773 mit Lit.
- ⁱⁱ F. Glaser, *Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg* (1992). F. Glaser, *Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise* (1997) 96 ff. S. Ladstätter, *Die materielle Kultur der Spätantike in den Ostalpen. Eine Fallstudie am Beispiel der westlichen Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg* (2000). F. Glaser, *Der frühchristliche Kirchenbau in der nordöstlichen Region*, in: H.R. Sennhauser (Hrsg.), *Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet* (2003) 413 ff. F. Glaser, *Frühchristliche Kirchen an Bischofssitzen*, in *Pilgerheiligtümern und in befestigten Höhensiedlungen*, in: H. R. Sennhauser (Hrsg.), a. O. 865 ff.
- ⁱⁱⁱ Herrn Josef Schein gebührt unser aufrichtiger Dank für seine Unterstützung und damit für die Möglichkeit zu einem wichtigen wissenschaftlichen Ergebnis zu kommen.
- ^{iv} E. Flügel / Ch. Flügel, *Applied Microfacies Analysis: Provenance Studies of Roman Mosaic Stones, Facies 37* (1997) 1 ff.
- ^v F. Glaser, *Eine weitere Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg und die Frage ihrer Interpretation*, *Mitteilungen zur frühchristlichen Archäologie in Österreich* 5 (1993) 35 und *Carinthia I* 183 (1993), 175 f.
- ^{vi} S. Ladstätter/ R. Sauer, *Ergebnisse petrographischer Untersuchungen von Mörtelproben aus dem frühchristlichen Pilgerheiligtum und der spätantiken Siedlung vom Hemmaberg/Kärnten*, *Arheoloski vestnik* 49 (1998), 315 ff.
- ^{vii} F. Glaser, *Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg* (Klagenfurt 1991) 15 ff.
- ^{viii} *Theologische Realenzyklopädie*, 11 (1993) 196f. s.v. Firmung.
- ^{ix} *Reallexikon zur byzantinischen Kunstgeschichte* 1 (1966) 492 s.v. Baptisterium (Ch. Delvoye).
- ^x F. Glaser, *Die Ausgrabung der vierten und Entdeckung der fünften Kirche auf dem Hemmaberg*, *Carinthia I* 182 (1992) 19 ff. Ders., *Carinthia I* 183 (1993) 165 ff. Ders., *Églises doubles ou famille d'églises: Les cinq églises du Hemmaberg (Mont Sainte-Hemma)*, *Antiquité Tardive* 4, 142 ff.
- ^{xi} S. Schretter, *Fibeln vom Hemmaberg – Ausgrabungen 1990-1992*, *Carinthia I* 183 (1993) 187 ff. 203. S. Ladstätter, *Die materielle Kultur der Spätantike in den Ostalpen. Eine Fallstudie am Beispiel der westlichen Doppelkirche auf dem Hemmaberg* (2000).
- ^{xii} T. Ulbert, *Vranje bei Sevnica. Frühchristliche Kirchenanlagen auf dem Ajdovski Gradec* (1975) 49 ff. 57 ff.
- ^{xiii} U. Kersting, *Spätantike und Frühmittelalter in Kärnten* (ungedruckte Diss. Bonn 1993) 12 ff.
- ^{xiv} F. Glaser, in: R. Bratož (Hrsg.), *Slowenien und die Nachbarländer zwischen Antike und karolingischer Epoche. Anfänge der slowenischen Ethnogenese* (2000) 200.
- ^{xv} S. Ladstätter, wie Anm. 11.
- ^{xvi} S. Schretter, *Die Ausgrabungen auf dem Hemmaberg 1995*, *Mitteilungen zur Christlichen Archäologie* 2 (1996) 28 ff. F. Glaser, wie Anm. 7, 41 f, 69 f.
- ^{xvii} C. Jäggi, H.-R. Meier, *Zum Kirchenbauboom am Ende der Spätantike*, in: R.L. Collola u.a. (Hrsg.), *Pratum Romanum. Richard Krautheimer zum 100. Geburtstag*, 1997, 181 ff.
- ^{xviii} G. Schramm, *Anfänge des albanischen Christentums. Die frühe Bekehrung der Bessen und ihre langen Folgen* (1994) 110 ff. 229.
- ^{xix} G. Schramm, wie Anm. 18, 115 f. 230 ff.
- ^{xx} U. Kersting, *Spätantike und Frühmittelalter in Kärnten* (Gedruckte Diss. Bonn 1994) 49.
- ^{xxi} *Literatur bei*: F. Glaser, *Kirchenbau und Gotenherrschaft, Auf den Spuren des Arianismus in Binnennorikum und Rätien II*, *Der Schlern* 70 (1996) 86 ff. Anm. 9-23. M. Tschurtschenthaler, *Lavant (Osttirol)*, St. Ulrich, in: H.R. Sennhauser (Hrsg.), *Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet* (2003). H. Stadler, *Oberlienz /Lamprechtgarten*, in: H.R. Sennhauser (Hrsg.), *Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet* (2003) 765 ff.
- ^{xxii} H. Nothdurfter, *Frühchristliche und frühmittelalterliche Kirchenbauten in Südtirol*, in: H.R. Sennhauser (Hrsg.), *Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet* (2003) 273 ff.
- ^{xxiii} *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 6 (1986, 2. Auflage) 235 s. v. *Duel* (v.Petrikovits)
- ^{xxiv} V. Bierbrauer, *Arianische Kirchen in Noricum mediterraneum und Raetia II*, *Bayerische Vorgeschichtsblätter* 63 (1998) 205 ff.
- ^{xxv} *Die kleinen norischen Rinder sind durch Funde auf dem Hemmaberg bezeugt*: G. Gaggl, *Tierknochenfunde aus dem spätantiken Pilgerheiligtum am Hemmaberg* (Diss. Veterinärmedizinische Universität 1996) 43 ff.
- ^{xxvi} F. Glaser, *Ostgotisches Militär in Kärnten* (Sonderausstellung 2003). Ders., *Gräberfeld der Ostgotenzeit (493 – 536) in Iuenna / Globasnitz, Fundberichte aus Österreich* 41 (2002) 431 ff. *Projekt Hemmaberg – Juenna. Rudolfinum Jahrbuch des Landesmuseums für Kärnten* 2001, 65 ff. Ders., *Künstliche Schädeldeformation und gotische Funde in Kärnten*, *Archaeologia Austriaca* (Festschrift E. Reuer) 84/85 (2000/2001) 291 ff.
- ^{xxvii} V. Bierbrauer, *Die ostgotischen Grab- und Schatzfunde in Italien* (1974) 205 f. und 266f.
- ^{xxviii} S. Tavano, *Aquileia e Grado. Storia, arte, cultura* (2. Aufl.1991) 303 ff.

-
- xxix Ch. Bonnet, Geneva in Early Christian Times (1986) 18. 39 ff.
- xxx R. Sörries, Auxentius und Ambrosius. Ein Beitrag zur frühchristlichen Kunst Mailands zwischen Häresie und Rechtgläubigkeit (1996) 23 ff.
- xxxi F. Glaser, wie Anm. 21, 83 ff.
- xxxii S. Tavano, wie Anm. 28, 419.
- xxxiii S. Ladstätter, wie Anm. 11, (Die materielle Kultur ...) 41 ff.
- xxxiv P. Amory, People and Identity in Ostrogothic Italy 489 – 554 (1997).
- xxxv H. Vetters, AnzWien 106 (1969) 75 ff.
- xxxvi H. Wolff, Die Kontinuität der Kirchenorganisation in Raetien und Noricum, in: E. Boshof, H. Wolff (Hrsg.) Das Christentum im bairischen Raum (1994), 4 f.
- xxxvii R. Egger, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Norikum, 106 ff.
- xxxviii F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise (1997) 120 f.
- xxxix F. Glaser, wie Anm. 14.
- xl J.-P. Sordini, K. Kolokotsas, Aliko II: La basilique double (1984) 360 ff. F. Glaser, wie Anm. 7, 76 ff.
- xli J. Polleres, Der römische Grabbezirk von Faschendorf, in: K. Strobel (Hrsg.), Der Alpen-Adria-Raum in Antike und Spätantike (2003) 41 f.
- xlii F. Glaser, Carinthia I 176 (1986) 135 ff.
- xliii M. Slabe, Dravlje. Grobišče iz časov preseljevanja ljudstev (1975) 33 Taf. 10,1
- xliv Vgl. V. Bierbrauer, Zwei romanische Bügelfibeltypen des 6. und 7. Jh. im mittleren Alpenraum. Ein Beitrag zur Kontinuitäts- und Siedlungsgeschichte, in: Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 8 (1992) 50 ff. Abb. 9, 1-3
- xlvi M. Martin, Bemerkungen zur Ausstattung der Frauengräber, in: Frauen in Spätantike und Frühmittelalter (1990) 95
- xlvi S. Pomponius Festus, de verbarum significatione, s. v. clavis
- xlvi Lukian, philopseudeis 17
- xlvi Lukian, a. O. 24
- xlvi JbRGZM 49 (2002) 437
- ¹ M. Martin, Das spätrömisch-frühmittelalterliche Gräberfeld von Kaiseraugst, Kt. Aargau. A (1991) B (1976) 295 ff. Ders., Archäologie der Schweiz 11 (1988) 169 f.
- ⁱⁱ Spinnen am Abend bringt Glück und Gaben.
- ⁱⁱⁱ R. Goedecker-Ciolek, Rudolfinum. Jahrbuch des Landesmuseums Kärnten 2002) 99 ff.
- ⁱⁱⁱⁱ J. Teiral, Neue Erkenntnisse zur Frage der donauländisch-ostgermanischen Krieger- bzw. Männergräber des 5. Jh., Fundberichte aus Österreich 41 (2002) 507
- ^{lv} M. Pertlwieser, Die Toten von Lambach, Archäologie Österreichs 7/2 (1996) 49 ff. Vergleiche auch Bestattungsweisen während des letzten Balkankrieges im Kosovo.
- ^{lv} E. Langenegger, M. Häulser, M. Roth, Ein spätrömischer Skelettfund aus Oberwinterthur mit dreifach abgehackten Händen, Archäologie der Schweiz, 25/3, 2002, 37 ff.
- ^{lvi} F. Glaser, Rudolfinum 2001, 68 f
- ^{lvii} R. Meyer-Olac, Mensch und Tod: Archäologischer Befund – Grenzen der Interpretation, 1982, 96 f.
- ^{lviii} St. Hochuli, K. Müller, Archäologie der Schweiz 26 (2003) 30
- ^{lix} N. Kyll, Die Bestattung des Toten mit dem Gesicht nach unten. Trierer Zeitschrift 27 (1964) 176 ff.
- ^{lx} K. v. Amira, Die germanischen Todesstrafen. Untersuchungen zur Rechts- und Religionsgeschichte. Abh. Bayer. Akad. Wiss. Phil.-hist. Kl. 31/3 (1922) 153 f.
- ^{lxi} F. Glaser, Rudolfinum 1999, 53.
- ^{lxii} F. Glaser, Rudolfinum 2001, 66 f. Vgl. K. Wiltschke-Schrotta, M. Teschler-Nicola, Das spätantike Gräberfeld von Lentia/Linz (1991) 150 ff.
- ^{lxiii} M. Slabe, Dravlje. Grobišče iz časov preseljevanja ljudstev (1975)
- ^{lxiv} J. Polleres, Der römische Grabbezirk von Faschendorf, in: K. Strobel (Hrsg.), Der Alpen-Adria-Raum in Antike und Spätantike (2003) 41 f.
- ^{lxv} F. Glaser, Teurnia. Römerstadt und Bischofssitz, 1992, 141

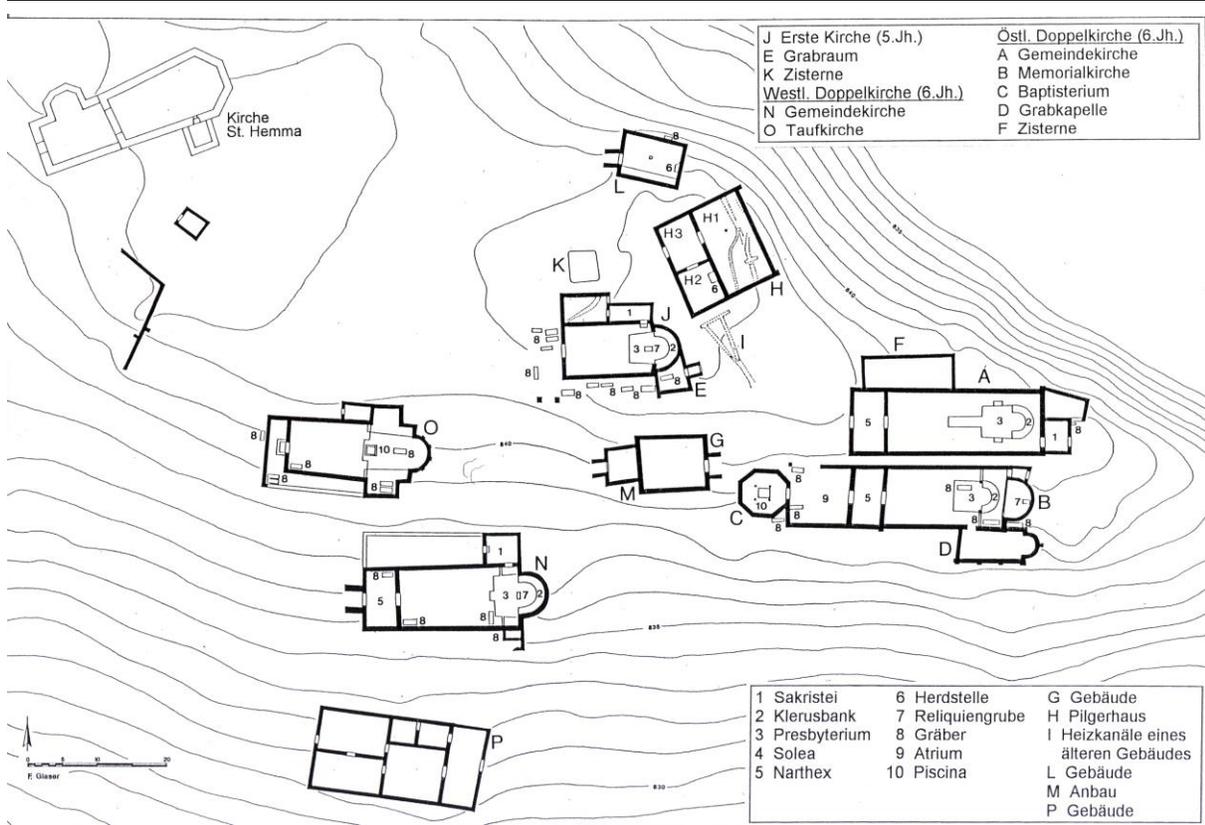


Abb. 2

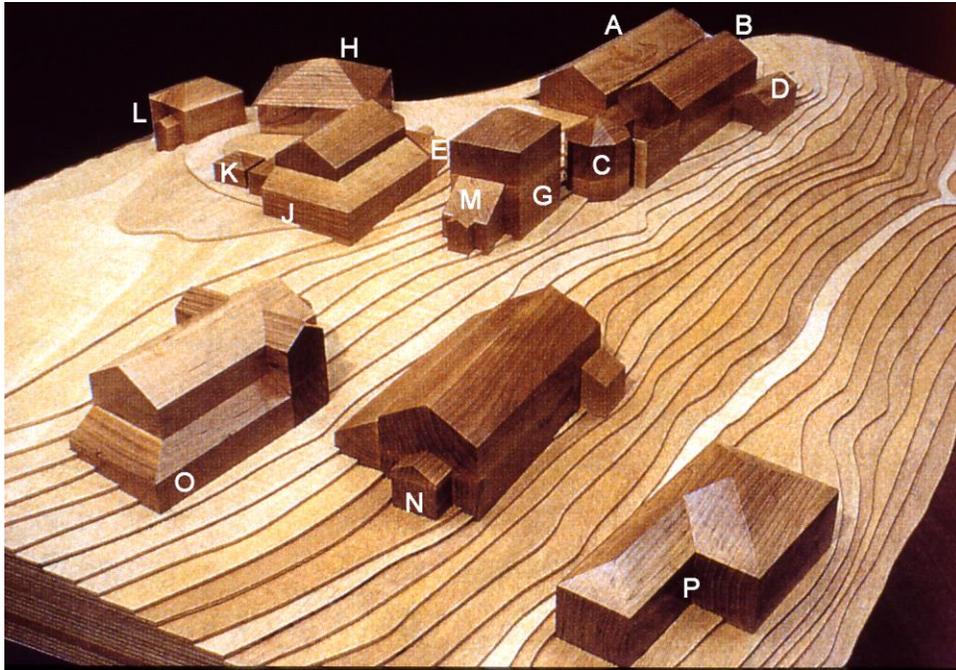


Abb. 3



Abb. 5



Abb. 4

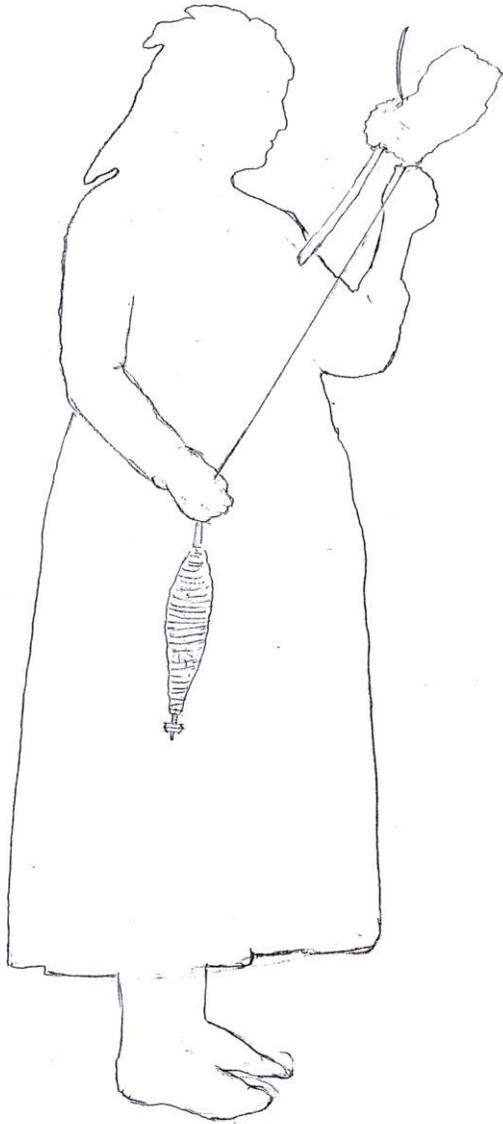


Abb. 6a

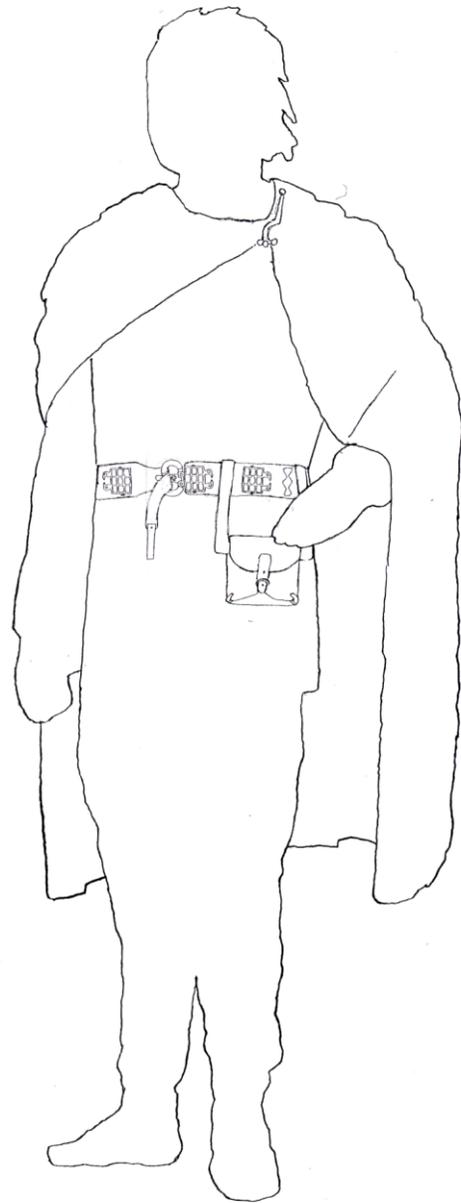


Abb. 6b



Abb. 7



Abb. 8a



Abb. 8b



Abb. 9



Abb. 10

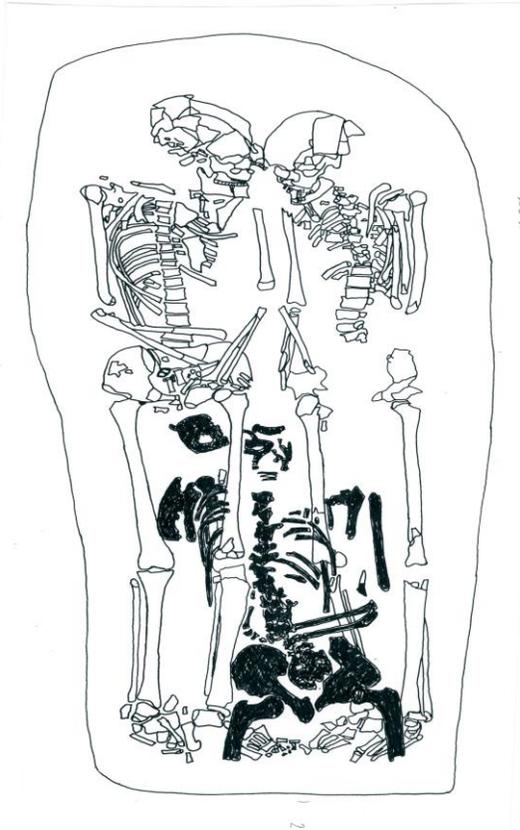


Abb.11



Abb. 12

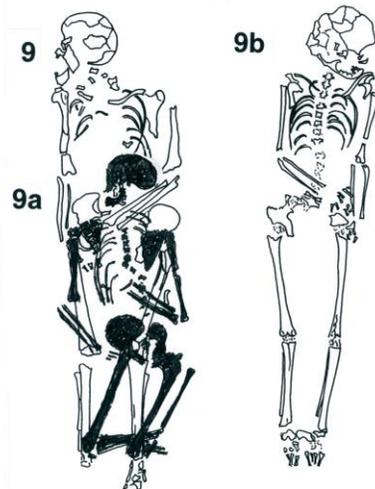


Abb. 13

Ein karantanischer Adelsfriedhof über Grabelsdorf

Paul Gleirscher

Im Mai des Jahres 1966 stieß Franz Xaver Kohla unterhalb der Danielskirche in Grabelsdorf am Klopeiner See auf ein reich ausgestattetes frühmittelalterliches Männergrab. In einem kurzen Grabungsbericht kündigte er eine ausführlichere Veröffentlichung auch dieser Sondagen an, zu der es aber nie gekommen ist. Kohla beschrieb in knappen Worten den Befund, bildete den eisernen Reitersporn und die bronzene Gürtelschnalle ab und stellte allein im Titel der Fundnotiz in der Zeitschrift „Carinthia I“ einen Bezug zum Frühmittelalter und zu den Franken her^{lxv}. Von einem zweiten Körpergrab (heute: Grab A6), einem „einfacheren Mann“, ist nur in einem Essay in der „Kärntner Landeszeitung“ die Rede^{lxv}. In einem kleinen Suchgraben nördlich des Grabbaues stieß man demnach auf einige Schädelteile, der östlich anschließende Bereich wurde offenbar nicht ergraben und damit kein komplettes Skelett nachgewiesen. Hallstattzeitliche Funde fanden dabei keine explizite Erwähnung und eine erläuternde Skizze Kohlas in dessen Grabungstagebuch blieb bis Anfang der 1990er Jahre verschollen. So konstruierte Peter Jablonka zwanzig Jahre später ein *zusammengehöriges Brandgrab*^{lxv} und vermischte dabei Funde aus dem eisenzeitlichen Gracarca-Gräberfeld über Grabelsdorf mit den Funden Kohlas von der etwas höher gelegenen Parzelle 262/7. Das wurde nach dem Auftauchen der Befundskizzen in den Grabungstagebüchern Kohlas umso deutlicher, auch, dass es sich um die Nachbestattung in einem hallstattzeitlichen Grabhügel handeln musste.

Nach dem Auftauchen der Grabungstagebücher Kohlas war klar, dass das frühmittelalterliche Reitergrab sekundär in einen hallstattzeitlichen Grabhügel (heute: Grab A5a) eingebracht worden war^{lxv}. Damals stellte Joachim Werner die frühmittelalterlichen Gürtelbeschläge aus Grabelsdorf in einen größeren Rahmen und zeigte, dass es sich dabei um einen, nach byzantinischen Vorbildern gefertigten awarischen Militärgürtel aus dem frühen 8. Jahrhundert handelt^{lxv}. Erik Szameit hat im Anschluss daran im Rahmen einer umfangreichen Untersuchung der karolingerzeitlichen Waffenfunde aus Österreich die kulturgeschichtliche Bedeutung des

Grabelsdorfer Kriegergrabes erstmals erörtert^{lxv}. Er erkannte im Toten von Grabelsdorf einem typischen Vertreter des *karantanischen Kulturkreises*, der noch dazu bereits ins frühe 8. Jahrhundert, möglicherweise sogar in die „Zeit um 700“ zu datieren war. Und Hans-Dietrich Kahl interpretierte diesen Krieger im Jahre 1990 folgerichtig als einen der lange gesuchten *karantanischen Anführer*, möglicherweise einen *ban*^{lxv}. Der Hinweis auf das zweite frühmittelalterliche Körpergrab von Grabelsdorf blieb bei diesen Ausführungen unbeachtet^{lxv}.

In Zusammenarbeit mit Peter Stadler legte Erik Szameit Anfang der 1990er Jahre den schillernden Grabfund erstmals in seinem ganzem Umfang vor, nachdem er für dessen Restaurierung gesorgt hatte und zwischenzeitlich auch die gesuchten Grabungstagebücher Kohlas ans Licht gekommen waren^{lxv}. Die ausführliche Fundanalyse umfasste mit Blick auf weitere vergleichbare Funde des 8. Jahrhunderts auch eine historische Einbindung des Fundhorizontes vom Typ Grabelsdorf. Die Datierung der hochrangigen Grablege aus Grabelsdorf in die Zeit um oder bald nach 700 bestätigte sich. Tendenziell wurde diesbezüglich ohne ausreichende Begründung mehr ins frühe 8. Jahrhundert bzw. dessen erstes Drittel gedacht, so dass das 7. Jahrhundert im Ostalpenraum weiterhin um so fundleerer erschien. Immerhin konnte an der Existenz eines „beigabeführenden Körpergräberhorizontes“ in Karantanien bereits im 8. Jahrhundert kein Zweifel mehr bestehen. Ein Aware war für Szameit in Grabelsdorf ebenso auszuschließen wie ein Romane; es musste sich um einen *Karantanen*, polyethnisch verstanden, handeln^{lxv}. Was den Befund anbelangt, schätzte Szameit den Bericht und die auch ihm mittlerweile vorliegende Skizze im Grabungstagebuch Kohlas zu Unrecht als widersprüchlich ein, folgte zudem lieber Angaben Jablonkas, auch dessen vagen mündlichen Recherchen^{lxv}. An Kohlas Befundbeschreibung ist aber festzuhalten, wonach sich das Schwert am rechten Oberschenkel fand, die beiden Messer und die Gürtelbeschläge an der linken. Szameits Einschätzung zufolge lag darüber hinaus kein urgeschichtliches Hügelgrab vor, sondern nur eine *natürliche Geländeformation* in Form einer eiszeitlichen Schotterablagerung. Ob das Körpergrab zu einem frühmittelalterlichen Friedhof gehöre oder isoliert zu betrachten sei, ließ er

offen^{lxv}, wohingegen Peter Stadler in seinem Anhang die Existenz des zweiten Grabes^{lxv} als Hinweis auf ein *slawisches Gräberfeld* verstand^{lxv}.

Den verwandten ostalpinen Männergräbern mit merowingischem bzw. awarisch-byzantinischem Inventar ließ sich eine Reihe gut ausgestatteter Frauengräber anfügen, die dieselben kulturellen Bezüge aufwiesen. Gemeinsam mit den so genannten *ban-*Orten^{lxv}, Ortsnamen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit eine awarisch-slawische Würdebezeichnung enthalten und deshalb auf regionale karantanische Herrschaftssitze schließen lassen, ergab sich plötzlich ein nennenswerter archäologischer Fundniederschlag für das spätere 7. und 8. Jahrhundert in Karantanien^{lxv}. Männergräber vom Typ Grabelsdorf waren mit *karantanischen Anführern* zu verbinden. Soweit diese Gräber awarisch-byzantinische Elemente umfassten, war dabei insbesondere an die Zeit vor der Eingliederung Karantaniens an Baiern um das Jahr 740 zu denken. Die awarisch-byzantinischen Elemente wurden dem historischen Verlauf entsprechend im Laufe des 8. Jahrhunderts durch frühkarolingische Importe abgelöst. Darauf nahmen insbesondere Erik Szameit^{lxv}, Hans-Dietrich Kahl^{lxv} und ich selbst^{lxv} verschiedenen Orts Bezug.

Die wichtige Frage aber, in welche Form von frühmittelalterlichem Friedhof das Reitergrab von Grabelsdorf eingebunden war, war nur im Zuge von Nachgrabungen zu klären. Das Landesmuseum für Kärnten hat in Zusammenarbeit mit der Gemeinde St. Kanzian und dem *Verein 5000 Jahre Gracarca* im Jahre 1992 die Ausgrabungsarbeiten im Bereich der Gracarca-Siedlung^{lxv} wieder aufgenommen und unter Einbeziehung des näheren Umlandes unter verschiedenen Gesichtspunkten und mit Einschluss des Gracarca-Gräberfeldes^{lxv} fortgesetzt. So kam es Dank der freundlichen Einwilligung des Grundbesitzers, Herrn Valentin Toplitsch, in den Sommermonaten der Jahre 2003 und 2004 auch zu Nachuntersuchungen im Bereich des frühmittelalterlichen Reitergrabes über Grabelsdorf^{lxv}. Eingeengt durch den Baumbestand konnte dennoch der gesamte zentrale Bereich der kleinen Kuppe in einer Fläche von 250 m² untersucht werden. Der kleine Felssporn am Abhang der Gracarca überragt die südseitige Terrasse über Grabelsdorf um rund 15 Höhenmeter, thront damit gewissermaßen über dem bekannten eisenzeitlichen Gräberfeld von Grabelsdorf.

Im Zuge der Nachgrabungen erwies sich das hallstattzeitliche Hügelgrab am Rande des Sporns als umso dominanter (Dm. 10/11m), doch wurden außerdem vier weitere kleinere Grabhügel der Hallstattkultur nachgewiesen, mit Durchmessern zwischen 3 und 6 Metern. Geländebedingt kann die Anzahl dieser Grabhügel am Sporn, die hier nicht näher betrachtet werden sollen, insgesamt als gering eingestuft werden, dürfte zwischen 10 und 20 Hügeln zu beziffern sein. Das entspricht beispielsweise kleineren Hügelgräberfeldern der Hallstattzeit über Gratschach bei Landskron^{lxv} oder auf der Gurina bei Dellach im Gailtal^{lxv}. Möglicherweise liegt beim größten Grabhügel über Grabelsdorf eine Art Heroengrab vor. Aufmerksamkeit verdienen mit Bezug zu diesem Grabhügel außerdem zwei keltische Waffendeponierungen. Es ist daran zu denken, dass Kenotaphgräber^{lxv} vorliegen, die mit einem zeitlichen Abstand von rund 400 Jahren zur Errichtung des prominenten Grabhügels an dessen Nordwestfuß und möglicherweise mit einem gewissen Bezug zum darin bestatteten Toten eingetieft wurden. Für die keltische Zeit zeichnet sich somit eine spezifische Nutzung des ältereisenzeitlichen Friedhofareals über Grabelsdorf ab, zeitlich gesehen erneut parallel zu den Grabfunden im Bereich der Terrasse über Grabelsdorf, wo neben reichen Frauengräbern gleichermaßen ein frühkeltisches Schwertgrab ans Licht kam.

Das war die Situation am Sporn über Grabelsdorf, als der Platz im Laufe des 7. und jedenfalls im 8. Jahrhundert, damit rund 900 Jahre nach den keltischen Kenotaph-Bestattungen bzw. rund 1.300 Jahre nach Errichtung des großen hallstattzeitlichen Grabhügels, erneut als Bestattungsort genutzt wurde, ohne dass man beantworten könnte, inwieweit das mit einer örtlichen Überlieferung zu einem etwaigen Heroengrab zusammenhängt. Die Nachgrabungen ergaben, dass das Reitergrab nicht als isolierter Einzelfund einzuschätzen, sondern vielmehr Teil eines kleinen Friedhofes war, wie das beispielsweise auch für Baardorf bei Hörzendorf im Zollfeld belegt ist. Der Reiterkrieger war in den nördlichen Teil des großen hallstattzeitlichen Grabhügels als Nachbestattung eingetieft worden. In gestreckter Rückenlage blickte der ca. 1,75/1,80 m große Mann nach Osten und hatte die Arme seitlich am Körper angelegt. Bei ihm fanden sich nur noch einige wenige ergänzende Teilchen zu der seit Kohla bekannten Ausstattung. Der linke Oberschenkelknochen zeigte übereinstimmend mit der Skizze Kohlas

Patinaspuren, so dass sich bestätigt, dass der Gürtel an der linken Seite des Toten zusammengerollt niedergelegt worden war, der Mann den Gürtel also offenbar nicht getragen hat. An der linken Seite lagen auch die beiden eisernen Messer („Dolche“), wogegen das Schwert parallel zum rechten Oberschenkel ans Licht kam. Neu war die Beobachtung, dass das frühmittelalterliche Grab partiell mit behauenen Tuffsteinen umgeben gewesen sein muss, von denen sich aber keiner mehr *in situ* fand.

Analysiert man die Ausstattung dieses reich ausgestatteten Körpergrabes, so zerfällt sie, wie schon Szameit gesehen hat, in zwei Komponenten: eine byzantinisch-awarische (Gürtel mit Knochenbehälter) und eine fränkisch-merowingische (Schwert, Messer und Sporn)^{xv}. Die Metallteile eines vierteiligen awarisch-byzantinischen Gürtels samt einem zylindrischen, mit Kreisaugenstempeln verzierten Salz- oder Zunderbehälter aus Knochen (Länge: 12,5 cm) fanden sich am linken Becken/Oberschenkel und demnach offenbar in zusammengerolltem Zustand. Die einfache Schnalle hat ausgezipfte Enden. Rechteckige Bleche aus Bronze waren mittels kleiner rundköpfiger Niete am ledernen Gürtelband befestigt. Diese Bleche waren verzinkt, wenn nicht versilbert. In ungewöhnlicher Weise waren mit diesen Blechelementen massive, durchbrochen gearbeitete Riemenzungen vergesellschaftet, zwei Fertigungstechniken, die sich an sich ablösen und die zeitliche Stellung des Grabelsdorfer Grabes an den Beginn der so genannten spätawarischen (massiven) Periode belegen. Das passt auch zum Weinrankenmotiv der Hauptriemenzunge, die, durch ein Scharnier verbunden, die Gürtelspitze zierte (Länge samt Scharnierteil: 17,4 cm). Neben den Weinblättern sind die herunterhängenden Trauben gut zu erkennen. Vier Nebenriemenzungen zeigen mehrheitlich Perlrandzier italisch-byzantinischer Art, eine ein Doppelrankenmotiv. Die Nebenriemenzungen und die Tatsache, dass die massiven Elemente aus Messing und nicht wie bei den Awaren üblich aus Bronze hergestellt wurden, zeigen, dass der Gürtel in einer byzantinischen oder italischen Werkstatt hergestellt worden sein muss. Darauf weist auch das Motiv der Doppelranke und vor allem die Perlrandzier an den Nebenriemenzungen hin. Während auf awarischen Gürteln das Motiv des Greifen besonders beliebt war, erinnert das Weinrankenmotiv in Grabelsdorf an christliche Vorstellungen und damit an Romanen. Aufwändig gefertigte vierteilige Gürtel dieses

Typs wurden im 7. und 8. Jahrhundert von hochrangigen Kriegern (Offizieren) und, in Gold, auch von Fürsten getragen. So erscheinen sie beispielsweise auch unter jenen Geschenken, die Karl der Große an König Offa nach Britannien sandte. Sie zeigten den Rang des Trägers und gelangten mit ihm ins Grab.

An der rechten Seite legte man dem Toten ein einschneidiges eisernes Schwert ins Grab. Dabei handelt es sich um einen so genannten Lang-Sax (Länge: 65,5 cm). Der Sax ist als Kampfmesser im asiatischen Raum beheimatet. Mit dem geraden Rücken eignete er sich für Stich und Stoß, aber auch zum Schneiden. Schwertcharakter mit Längen über 60 cm erreichte er erst im ausgehenden 7. Jahrhundert. Der Sax aus Grabelsdorf zeigt einen komplizierten mehrteiligen Aufbau. Die Schneide wurde auf den Klingenkörper aufgeschweißt. Auch der Klingunterteil und der Rücken, der beidseitig mit einer Lage Furnierdamast versehen und durch eine Rille abgesetzt ist, sind separat gearbeitet. An der Griffangel haften noch kleine Reste des hölzernen Griffes. Es sollte sich um einen Import oder um ein Beutestück aus dem bairisch-fränkischen Raum handeln, möglicherweise auch um ein Geschenk. Dass sich Langsaxe gehäuft in Räumen finden, in denen im 8. Jahrhundert neben Baiern auch Slawen siedelten, hängt mit der Beigabensitte zusammen. Beim Gürtel lagen im Bereich des linken Beckens zwei eiserne Messer, mit Klingen von 11 cm und 16 cm Länge. Die Mitgabe von zwei Messern wurde ähnlich der Verwendung des Langsax im awarisch-bairischen Grenzraum wiederholt beobachtet.

Vom eisernen Stachelsporn ist nicht überliefert, an welchem Fuß er gefunden wurde. Weil seine Enden abgebrochen sind, bleibt eine nähere Zuordnung schwierig. Der Stachel ist kurz und läuft konisch zu, die kurzen Schenkel sind leicht asymmetrisch. Am einen Ende blieben die Nietstifte zur Befestigung des Sporenriemens erhalten. Dass nur ein Sporn gefunden wurde, deckt sich mit Beobachtungen in merowingischen Adelsgräbern des frühen 8. Jahrhunderts, wo diese zumeist am linken Fuß getragen wurden. Da den Awaren Sporen völlig fremd waren, handelt es sich beim Reiterkrieger aus Grabelsdorf jedenfalls um keinen Awaren sondern um einen Karantanen^{lxv}. Der

herausragende Tote von Grabelsdorf war also ebenso Schwerträger und Reiter wie Amtsträger.

Das von Kohla angezeigte weitere Körpergrab (heute: Grab A6), rund 4 m weiter nördlich des Reitergrabes, erwies sich als partielle Knochenansammlung mit vagem Grabcharakter. Eindeutigen Grabcharakter hatte hingegen ein weiteres Männergrab, rund 5 m nordöstlich des Reiterkriegers gelegen (Grab A7). Wie alle weiteren frühmittelalterlichen Körpergräber von Grabelsdorf war es gänzlich beigabenlos. Der gleichermaßen ca. 1,75/1,80 m große Mann blickte nach Osten, die Hände waren seitlich am Körper angelegt.

Betrachtet man die gesamte ergrabene Fläche, so liegen nunmehr insgesamt zehn intakte Körpergräber aus dem Frühmittelalter vor, von denen nur das Reitergrab Trachtelemente bzw. Grabbeigaben enthielt. Nicht einmal Patinaspuren weisen bei den anderen Körpergräbern auf einst vorhandene Beigaben hin. Dazu kommen ein einzelner Schädel von einem jugendlichen Individuum und Hinweise auf ein weiteres Körpergrab aus der Kohla-Grabung. Betrachtet man die rekonstruierten hallstattzeitlichen Grabhügel, so scheinen die Körpergräber, mit Ausnahme des Reitergrabes, diesen geradezu auszuweichen, obwohl sie dann wegen des hoch anstehenden Felsbodens ihrerseits entsprechend überschüttet worden sein müssen. Die Körpergräber liegen, soweit erfasst, eher ostseitig am Sporn und zwischen den hallstattzeitlichen Grabhügeln.

Die Toten sind mit zwei Ausnahmen innerhalb der üblichen Bandbreite West-Ost-orientiert, blicken also nach Osten. Die Arme sind entweder parallel zum Körper angelegt oder, ohne dass sich die Hände überlagern, auf die Oberschenkel gelegt, einmal nur der rechte Arm, einmal nur der linke Arm. Der Kopf dürfte dabei auf einer Unterlage (Kissen) gelegen haben. Nägel, die eindeutig auf die Verwendung von Särgen hinweisen, fehlen. Wiederholt hatten die Gräber partielle Steinsetzungen, die aus zugehauenen Tuffsteinen, wohl römischem Spolienmaterial aus Grabelsdorf, bestanden. Eines der Gräber erwies sich als Doppelbestattung (Grab A9/A18). Leicht versetzt kamen darin zwei übereinander gelegte Bestattungen ans Licht. Die Körperbestattung, die Orientierung, die partielle Steinumrandung mit Tuffsteinen, die Kopfaufgaben, das

Phänomen der Doppelbestattung sowie die Beigabenlosigkeit weisen auf romanische und damit zugleich auf christliche Bestattungssitten hin. Die Sitte der Körperbestattung selbst ermöglicht keine ausreichende Differenzierung zwischen Romanen und Germanen^{lxv} und wurde auch von den Awaren geübt. Die Slawen pflegten im 6. und 7. Jahrhundert und mancherorts darüber hinaus die Brandbestattung. Doch kam es bei ihnen auf verschiedenste Art und Weise zur Akkulturation, umso rascher und intensiver dort, wo sie sich in kleinen mobilen Verbänden, die im wesentlichen die Herrschaft an sich rissen, auf ehemals römischem Reichsgebiet niedergelassen haben, wie in Binnennorikum und ein polyethnisches Staatsgebilde schufen.

Im Laufe des 7. und im 8. Jahrhundert scheint es in Karantanien jedenfalls in der Oberschicht eine weitgehend einheitliche Bestattungsart gegeben zu haben, die auf dem einheimischen, christlichen Substrat aufbaute oder diesem ähnelte^{lxv}. Christliches Gedankengut könnte sich auch in der weinrankenverzierten Riemenzunge des Gürtels von Grabelsdorf abzeichnen, wobei aber die umfangreiche Ausstattung und insbesondere die Bewaffnung an sich gegen einen christianisierten Romanen sprechen. Doch wird derlei für Staatsgebilde wie den neu gegründeten Karantanenstaat durchaus zu hinterfragen sein. In Karantanien ist zudem an die Diskussion um das Romanentum des Domician von Millstatt^{lxv} zu erinnern. Schließt man die beigabenlosen Gräber von Grabelsdorf dem einzigen beigabenführenden Grab aus der Zeit um 700 an und berücksichtigt dessen hohen gesellschaftlichen Rang, so ergibt sich jedenfalls der Eindruck eines kleinen adeligen Familienfriedhofes aus dem späteren 7. und 8. Jahrhundert. Inwieweit eine noch ausstehende detaillierte Analyse der Skelette weitere Aufschlüsse bringen kann, wird sich zeigen. Die Körpergröße des Reiterkriegers sowie eines weiteren Mannes von Grabelsdorf wird in diesem Zusammenhang ebenso zu beleuchten sein. Byzantinischen und arabischen Autoren zufolge waren die Slawen von hohem Wuchs, hatten eine helle Hautfarbe, rotblondes Haar und blaue Augen^{lxv}.

Kehren wir an dieser Stelle noch einmal zur Ausstattung des Reiterkriegers und seinem möglichen Rang zurück. Der Gürtel ist eindeutig als Rangzeichen anzusehen. Gürtelgarnituren, die aus einem Leibriemen mit herabhängenden Nebenriemen als zusätzlicher Zier und verschiedenen Bedarfsgegenständen bestanden, sind in den

Steppen Eurasiens beheimatet^{lxv}. Sie fungierten dort zunächst als Trachtbestandteil, aber auch als Symbolträger und Rangabzeichen. Als solche wurden sie zusammen mit verzierten Mützen, etwa solchen mit Pelzbesatz oder Federn, getragen, die sich freilich der archäologischen Überlieferung entziehen. Auch das Schwert aus Grabelsdorf zählt zu den kostbaren Stücken dieses Typs. Der Reitersporn weist auf den Besitz eines Pferdes hin und lässt im Schwertträger von Grabelsdorf zugleich einen berittenen Krieger, einen „Ritter“, erkennen.

Anführer dieser Kategorie wurden von Erik Szameit dem Kleinadel^{lxv} zugewiesen und von Hans-Dietrich Kahl mit der aus Karantanien bekannten Rangbezeichnung *ban* in Verbindung gebracht^{lxv}. Nur 5 km südlich von Grabelsdorf liegt Pfannsdorf, einer der Kärntner *ban*-Orte. In der Nähe von Pfannsdorf sollte demnach damals ein *ban* residiert haben, ob auf Burg Sonnegg, wie Kahl erwog, oder anderswo. Ein Bezug zum Grabfund von Grabelsdorf wäre eventuell auch zu erwägen. Der *ban* war kein Herrschaftsträger aus eigenem Recht, sondern ein vom Fürsten beauftragter Amtsträger. Der *ban* zählte, falls keine Überlieferungslücke vorliegt, zur zweiten Garnitur. Fürsten hatten gleichartige Gürtel mit goldenen Beschlägen. Männergräber aus dem späteren 7. und dem 8. Jahrhundert vom Typ Grabelsdorf fanden sich jedenfalls wiederholt in kleinen Grabgruppen zwischen dem Nordalpenrand und der Drau und dürften so indirekt sowohl die Eigenständigkeit der Karantanen als auch deren territoriale Ausdehnung illustrieren. Die kleinen Grabgruppen wie sie in Kärnten nunmehr neben Baardorf auch in Grabelsdorf belegt sind, wird man demzufolge als Adelsgrablegen bezeichnen dürfen. An beiden Orten waren mit Ausnahme der Waffengräber alle anderen Gräber vollständig beigabenlos.

In welcher Form das Reitergrab möglicherweise an den bestehenden hallstattzeitlichen Grabhügel bewusst anknüpfte, wohingegen die anderen frühmittelalterlichen Gräber die hallstattzeitlichen Hügelgräber aussparten, ist kaum zu entscheiden. In Grabelsdorf könnte man daran denken, dass damit die Suche nach einer heroischen Abstammung zusammenhing, wie sie bei führenden Familien und ganzen Kulturen der Antike und des Frühmittelalters wiederholt greifbar ist^{lxv}. Der Ursprung des Stammes bzw. Geschlechtes

(*origo gentis*) rückte über die Bindung an Heroen in die Nähe der Götter. Solch göttlichem Ursprung fehlt Ziel und Ende. Er findet im Kult der Götter Bestätigung und gleichsam ewige Wiederkehr. Die Vorstellung der mythischen Abstammungsgemeinschaft überdeckt die historische Realität einer vielschichtigen Ethnogenese, ermöglicht deren Überwindung.

Was bleibt abschließend zum *Ethnos* des Reiterkriegers von Grabelsdorf zu sagen? Richtig ist, wenn Erik Szameit^{lxv} nunmehr entgegen seiner früheren Einschätzung^{lxv} festhält, dass kein eigenständiger karantanischer Kulturkreis aus den Fundobjekten an sich zu erschließen ist, vielmehr wird die Lage Karantaniens am Schnittpunkt dreier großer Kulturkreise deutlich. Prägend war ohnehin, was lange nicht gesehen wurde, für Franken, Awaren und Germanen insbesondere Byzanz. Die eigenwillige Kombination verschiedener Objekte und die geographisch begrenzte Verteilung hinsichtlich der Waffengräber vom Typ Grabelsdorf ist aber im weiteren Sinn dennoch als kulturspezifisch für die Alpenlawen und offensichtlich vor allem für die Karantanen zu betrachten^{lxv}. Es handelt sich um eine Amtstracht. Was das Reitergrab von Grabelsdorf anbelangt, war wegen des Reiterspornes an keinen Awaren zu denken. Weil Romanengräber waffenlos sind, schloss Szameit auch einen Romanen hinter der Bestattung von Grabelsdorf aus und vermutete hier wie in den anderen Körpergräbern vom Typ Grabelsdorf Alpenlawen bzw. speziell Karantanen im polyethnischen Sinn^{lxv}. Auch Kahl hielt für das Grabelsdorfer Reitergrab eine ethnische Zuordnung im polyethnischen Karantanien für unmöglich^{lxv}. Das ist grundsätzlich richtig und ohne etwaige klare anthropologische Daten kaum weiter zu diskutieren. In Grabelsdorf stellt sich aber mit Blick auf das an sich völlig beigabenlose Gräberfeld auch die Frage, ob es sich nicht doch um einen im Karantanenstaat arrangierten christlichen Romanen handeln könnte, der in dieser Funktion als Amtsträger des neuen Staates bestattet wurde. Dabei ist auf verschiedene, noch nicht näher zugeordnete römische Marmorspolien aus Grabelsdorf hinzuweisen.

Aus sprachgeschichtlicher Sicht zählt Grabelsdorf zu den Ortsnamen slawischer Herkunft^{lxv}. *Grabalja ves* oder *Grabale ves* heißt zu deutsch „Dorf des Gabriel“. Der

Name enthält also einen Personennamen, was darauf hindeutet, dass die Gründung des Dorfes mit einer entsprechenden Person zu verbinden ist. Das entspricht althochdeutschem Usus und damit mittelalterlicher Kolonisation oder Landnahme, die jedenfalls vor 1100 anzusetzen ist. Wäre damit der Reiterkrieger oder einer seiner Vorfahren gemeint, wird man an einen slawischen Zuwanderer, möglicherweise in eine einheimische romanische Familie integriert, denken müssen. Selbstredend bleibt derlei spekulativ, insbesondere weil auch jegliche historische Fluranalysen ausstehen. Mit der Verpflichtung zur geistlichen Betreuung der Untertanen (*cura animarum*) entstanden im Auftrag der Grundherren im 9. Jahrhundert unter neuen politischen Verhältnissen Eigenkirchen mit zugehörigen christlichen Friedhöfen, wobei im Umfeld von Grabelsdorf insbesondere St. Kanzian, St. Daniel und St. Michael mit entsprechendem Bezug zu Aquileia zu nennen sind. Dem gemäß dürften darin die Ursprünge der noch heute als Begräbnisplatz verwendeten Kirche von St. Daniel über Grabelsdorf, wohl mit gewissen Analogien zur ergrabenen Kirche von St. Daniel im Gailtal^{lxv}, verbergen.

DIE *PLEBS* UND IHRE *TITULI* IN DER ALTEN SALZBURGER DIÖZESE

Karl Amon

Im Italienischen sind die Wörter „*pieve*“ und „*pievano*“ für „Pfarre“ und „Pfarrer“ noch heute gebräuchlich. Ihre lange Geschichte wird schon beim Blick in ein Ortsnamenlexikon oder auch nur in das Register eines Autoatlas sichtbar. Manche Ortsnamen, auch die mit „*pieve*“ gebildeten, sind in vielen Bereichen unsere ältesten Geschichtsquellen. Dieser Vortrag will zeigen, dass der Ausdruck „*plebs*“ in der alten Diözese Salzburg schon im Früh- und Hochmittelalter in einer kirchenrechtlichen Bedeutung verwendet wurde und damit an die lateinische Grundlage des italienischen „*pieve*“ anschließt. Dies geschieht mit zwei erzbischöflichen und einer päpstlichen Urkunde für Salzburg.

Die zu den Ortsnamen hinzukommenden urkundlichen Zeugnisse beginnen für Oberitalien mit den Diplomen der langobardischen Könige, wie schon die Forschung des 17. und 18. Jahrhunderts gezeigt hat.^{lxv} Bis an die Jahrtausendwende sieht man das Nebeneinander der großräumigen, wenigen und reichen „*plebes*“, die dem Bischof straff untergeordnet sind, und der immer zahlreicher werdenden kleineren Kirchen, oft als „*tituli*“ bezeichnet wie die römischen Stadtkirchen, die bis heute als Kardinalstitel dienen. Diese Vorgeschichte unserer „*plebes*“, vor allem in Oberitalien, ist zu berücksichtigen, weil ein Zusammenhang mit den Salzburger „*plebes*“ jedenfalls in Betracht zu ziehen ist. Weniger deutlich als in Italien ist bei uns der Zusammenhang zwischen den „*plebes*“ und den Landarchipresbytern.^{lxv} Sie sind nicht mit den Archidiakonen zu verwechseln (was oft geschieht), die in der Salzburger Diözese erst seit dem 12. Jh. in den Quellen erscheinen. Die älteren Archipresbyter hatten vermutlich auch bei uns einen Bezug zu den „*plebes*“, z. B. in der Leitung des Klerus und in der Priesterausbildung.

Der Blick auf die besonders durch U. Stutz und H. E. Feine erforschten Eigenkirchen droht in der Landesgeschichte manchmal den Blick auf die bischöflichen Wurzeln des Pfarrnetzes zu verstellen, sodaß gelegentlich die Vorstellung begegnet, es habe bis zum Investiturstreit bzw. bis in das 12. Jh. überhaupt noch keine Pfarren gegeben. Die Frage, welcher eifrige Reformbischof dann in seiner Diözese das „Pfarrnetz“ eingeführt habe,

erübrigt sich, wenn man auch die „*plebs*“ als kirchlich-bischöflichen Beitrag zur Geschichte der Pfarren in Betracht zieht.

Das Wort „*plebs*“ begegnet als kirchlich-liturgischer Begriff seit der vor allem wegen ihrer Zölibatsvorschrift für Kleriker oft zitierten Synode von Elvira, meistens in das Jahr 305 angesetzt, in Wirklichkeit ein Bündel von verschiedenartigen Synodalbeschlüssen.. Ihr Canon 33 erwähnt einen Diakon, der einen Sprengel leitet (*diaconus regens plebem*). Hat er in Abwesenheit eines Bischofs oder Presbyters Taufen vollzogen, so müssen die Getauften nachher vom Bischof die Salbung empfangen. Das alles deutet auf eine kirchliche Einrichtung namens „*plebs*“, am ehesten eine kleine kirchliche Gemeinde auf dem Land. Landkirchen begegnen in der Folge immer wieder. Bekanntlich bestimmte das Konzil von Sardika 342, Bistümer seien nur in ansehnlichen Städten zu errichten, in kleineren Städten und auf Dörfern genüge für die Kirche ein Presbyter. Der hl. Martin von Tours (gest. 397) errichtete sechs Landkirchen mit Klerus und musste kurz vor seinem Tode in Conde, einem Orte seiner Diözese, einen Streit zwischen den Klerikern schlichten. Die Landkirche wurde gewöhnlich von einem Presbyter geleitet. Sie ist ein kirchenrechtliches Erbstück der Spätantike und ging von ihr ins Frühmittelalter über. Wirken an ihr mehrere Presbyter, so galt der Leitende als Archipresbyter, wie der ranghöchste Presbyter an der Bischofskirche. Auch dieser klerikale Grad ist ein Erbe der Spätantike an das Frühmittelalter und begegnet in Italien in auffallend häufigem Zusammenhang mit der „*plebs*“, für die er verschiedentlich als qualifizierter Leiter gefordert wird.

Die nun vorzuführenden Urkunden für Salzburg haben gemeinsam, dass sie im Zeitraum von über zwei Jahrhunderten das Wort „*plebs*“ verwenden und etwas von dessen Bedeutung zeigen. Zusammengenommen erlauben sie eine Aussage darüber, was eine frühmittelalterliche „*plebs*“ war, und über deren nahtlosen Zusammenhang mit der später vorwiegend als „*parochia*“ bezeichneten Pfarre. Die Beschränkung auf diese Stücke geschieht mit Rücksicht auf ihre inhaltliche Aussagekraft und möchte das Aufspießen von bloßen Belegen für das Vorkommen des Wortes bis in die Neuzeit vermeiden.

1. PLEBES UND TITULI 962

Unsere erste Urkunde entstand am 7. Februar 962,^{lxv} also fünf Tage nach der Kaiserkrönung Ottos d. Großen und enthält neben anderen Vergünstigungen für die Salzburger Kirche von Papst Johannes XII. eine Bestätigung aller Rechte und Besitzungen, die Salzburg von den Vorgängern des Papstes, Kaiser Karl und dessen Nachfolgern sowie den bairischen Königen erhalten hat. Diese Aufzählung nennt Bistümer, Klöster, Hospitäler, „*plebes*“, „*tituli*“, Höfe, Huben, Dörfer, Hintersassen sowie Unfreie beiderlei Geschlechts (*de episcopatibus, monasteriis, xenodochiis, plebibus, titulis, curtibus, mansis, villis, colonis et colonabus et utriusque sexus famulis*). Die Einordnung der „*plebes*“ und „*tituli*“ will beachtet sein. Sie stehen als letzte der kirchlichen Einrichtungen und vor den rein besitzmäßigen Pertinenzen. Das erklärt sich daraus, dass wir es mit der Basis der kirchlichen Organisation zu tun haben. Die Liste wird aus der nicht erhaltenen Bittschrift des Erzbischofs Friedrich (958 – 991) stammen und daher die Verhältnisse in der Diözese verlässlich wiedergeben. Die Erwähnung auch der „*tituli*“ mag man als Zeichen dafür werten, dass Genauigkeit angestrebt wurde. Die Aufzählung zeigt lediglich, dass 962 in der großen Salzburger Diözese „*plebes*“ und „*tituli*“ bestehende Einrichtungen waren. Zu beachten ist immerhin, dass beide Kirchenkategorien einer Aufzählung in der päpstlichen Bestätigung wert erachtet wurden.

2. DIE PLEBS GASTEIN UM 1000

Unser zweiter Beleg ist ein von Erzbischof Hartwig (991 – 1023) in Regensburg vollzogener Tausch^{lxv}: Die leiblichen Brüder, der Diakon Friedrich und der Graf Sigishard, übergaben dem Erzbischof Güter im Salzbürgau und erhielten von ihm ein näher beschriebenes Objekt: die Marienkirche im Gasteinertal, den schon bisher zu ihr gehörenden Zehent (*et decimationem actenus ad eandem ecclesiam pertinentem*), den Sprengel des Tales, der bereits zu ihr gehörte (*terminationem quoque eiusdem vallis ad eandem pertinentis*) und mit allen Rechten und Einkünften, die den Mutter- und Leutkirchen genannten Gotteshäusern nach dem Kirchenrecht zustehen (*que ecclesiis, cum omni legalitate et utilitate que matres et plebes nominantur, canonico iure debetur*).

Der Urkundentext lässt sich in vier Punkten darlegen: 1. Die Kirche von Gastein ist hier zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Daß in den Seitentälern der Salzach, die zum Alpenhauptkamm führen, schon früh Kirchen entstehen konnten, zeigt das der Gastein parallele Raurisertal durch neuere Funde.^{lxv} 2. Zehente hat die Kirche schon bisher, obwohl sie als Eigenkirche des Erzbischofs vertauscht wird. Das war bei vielen Eigenkirchen der Fall. 3. Auch die Termination, der abgegrenzte Seelsorgesprenkel, war anscheinend schon vorgegeben. Die natürliche Abgrenzung des Tales durch das Gebirge erklärt das, die Abgeschiedenheit förderte die pfarrliche Verselbständigung. Als früher zuständige Kirche kommt am ehesten Taxenbach oder St. Veit in Frage. Frühe Terminierungen sind schon seit dem 8. Jh. bekannt.^{lxv} 4. Die abschließende summarische Angabe über alle Rechte und Einkünfte (*cum omni legalitate et utilitate*), die den als Mutter- und Leutkirchen bezeichneten Gotteshäusern zukommt (*que matres et plebes nominantur*), wird allgemein auf das Kirchenrecht zurückgeführt (*canonico iure debetur*). Man erinnert sich an die vielen alten „*plebes*“ in Oberitalien.

Die Beschreibung erweckt den Eindruck, Erzbischof Hartwig habe bei diesem Tausche nicht Neues geschaffen oder die Gasteiner Kirche „zur Pfarre erhoben“, sondern sie einfach so vertauscht, wie er sie besessen hatte. „*Plebes*“ waren eine spätestens 962 vorhandene Struktur, auch eine so abgelegene Kirche wie Gastein konnte schon ihren Rang haben. Die aufschlussreiche Schilderung verdeckt nicht den Ursprung als Eigenkirche, und der Vorgang selbst belegt ihn. Die Gasteiner Marienkirche war um die Jahrtausendwende schon zur „*plebs*“ aufgestiegen. Dennoch vertauscht sie der Erzbischof als Eigenkirchenherr und erwirbt anderen Besitz, bei dem keine Kirche erwähnt wird. Obwohl einer der beiden Tauschpartner Diakon ist, markiert so der Tausch einen fortgeschrittenen Stand der Pfarrentwicklung ebenso wie des Eigenkirchenwesens. Ob die „*plebs*“ Gastein auch eine grundherrliche Einheit bildete oder Untertanen verschiedener Herren umschloß, erfahren wir nicht. Das abgeschlossene Gasteinertal könnte um 1000 noch einer einzigen Grundobrigkeit unterstanden sein.

3. EINE SPÄT BEZEUGTE GROSSE PLEBS: LIESING 1195

Das dritte Zeugnis bilden zwei Verfügungen Erzbischof Adalberts II. (1168 – 1177 und 1183 - 1200).^{lxv} Er übergibt auf einem Kapitel in Leibnitz um 1187 dem Kloster Admont die Pfarren (*parochias*) Liesing (St. Michael in der Obersteiermark) und Palten (St. Lorenzen im Paltental) und stellt sie mit der Pertinenzformel den „Plebesankirchen“ gleich (*cum omni iure plebesanarum ecclesiarum*) unter gleichzeitiger Erwähnung ihrer „titul“ (*et cum omnibus suis titularibus ecclesiis*). „Plebes“ und „titul“ erscheinen also in der Adjektivform. Die ausführlichere Tauschurkunde von 1195 bestätigt die Übereignung von 1187 und bezeichnet die beiden Pfarren als „*plebem in Liessnich et plebem in Palta*“, die Filialen aber einfach als „*ecclesie*“.

Beide Zeugnisse enthalten wertvolle Mitteilungen und ergänzen sich, die Identität von „*plebs*“ und „*parochia*“ sowie von „*titul*“ und „*ecclesie*“ belegend. Bei Liesing als der bedeutenderen Pfarre werden 1195 die 13 Filialen aufgezählt, die anderweitig bezeugten Veitsberg und Waasen bei Leoben fehlen, vielleicht weil sie strittig waren. Wir erkennen die Größe einer alten „*plebs*“, die sich über drei Seitentäler der Mur und ein beträchtliches Stück ihres Laufes erstreckt. Nicht minder sehen wir in den Angaben zu den einzelnen Kirchen den schon weit vorgeschrittenen Zerfallsprozeß der alten Mutterpfarre. Längst aufgefallen ist die Deckungsgleichheit mit der Grafschaft um Leoben, die allerdings nur dann vollständig ist, wenn auch die Mutterpfarre Bruck ursprünglich zu Liesing gehörte, wofür die Zehentverhältnisse sprechen.

Die Aufzählung der „*ecclesie*“ beginnt mit fünf Kirchen, die der Mutterpfarre nie entzogen waren: Mautern (auf Admonter Klosterbesitz), Kammern, Trofaiach, Nennersdorf (im heutigen Leoben) und Kraubath. Es folgen die in ihrer Vorgeschichte gewissermaßen gestörten Kirchen: St. Walburg ist eine schon früher an Admont geschenkte, durch ein Privileg von der „*plebs*“ exempte Eigenkirche. St. Peter und St. Jakob zu Leoben liegen auf Besitz des steirischen Herzogs und sind von alters her vom Recht der „*plebesana ecclesia*“ befreit, ausgenommen das Sendgericht (*ius convocandi conventum*); auf ihnen hatten die Markgrafen, wenn es ihnen beliebte, eigene Priester gehalten; Herzog Otakar hatte sie auf Bitten des Erzbischofs dem Kloster Admont geschenkt. Die Kapelle des Klosters Traunkirchen St.Salvator in Trofaiach hatte bei ihrer zweiten Weihe vom Erzbischof Zehente erhalten, damit sie mit allem Pfarrecht (*in omni iure parochiano*) der

Mutterkirche St. Michael unterstünde. St. Stephan zu Kraubath (ob Leoben) gehörte „*iure fundi*“ dem Spital am Semmering, die Seelsorge (*cura spiritalis*) der Mutterkirche Liesing. Die Kirchen Göß und Proleb (St. Martin, also nicht Veitsberg) unterstehen dieser mit Sendgericht, Buße für schwere Sünden (*in excessuum satisfactio*) und Gericht mit Eisen und Wasser. Die entlegene „*plebs*“ Tragöß, bei der diese Bezeichnung auffällt, kann Taufe, Begräbnis, Sendgericht (*placitum christianitatis*) und Lossprechung der Büßer bei St. Ruprecht in Trofaiach erhalten, wie es dem Erzbischof überkommen ist.

Daß bei Liesing die Kirchen aufge zählt sind, nicht aber bei Palten, ist leicht ersichtlich: Hier bestanden viele und zum Teil heikle Sonderrechte wie bei den herzoglichen Eigenkirchen, dem einst zwei geistlichen Brüdern gehörigen St. Walburg, der Traunkirchner Kapelle St. Salvator und der am äußersten Rand liegenden Tragößer Kirche. Ansonsten gehören Admont, Göß und das Spital am Semmering als Grundherren zum gewöhnlichen Umfeld des Eigenkirchenwesens. Das obere Liesingtal und die Eisenwurzten sind seelsorglich und wohl auch siedlungsmäßig noch wenig erschlossen. Die bei den einzelnen Kirchen angegebenen Vorbehalte für die „*plebs*“ Liesing zeigen die einer „*plebs*“ verbleibenden Rechte: Sendgericht, Gottesurteil und öffentliche Buße. Da sie im Laufe des Mittelalters verschwinden, wurden die alten „*plebes*“ auch in diesen Punkten immer mehr den jüngeren Pfarren angeglichen.

WEITERE BEOBACHTUNGEN

Über die vorgeführten Urkunden hinaus seien einige Hinweise gegeben, die uns verschiedene Seiten der „*plebs*“ zu veranschaulichen imstande sind.

Das im 9. Jh. entstandene Salzburger Missionsgebiet Unterpannonien kennt zwar keinen Belege für „*plebs*“ und „*tituli*“, aber Hinweise auf eine diesen Ausdrücken entsprechende Struktur.^{lxv} Bei der Fürstenresidenz am Plattensee befand sich auch der Sitz eines für die über 30 (Eigen-) kirchen des Sprengels zuständigen Salzburger Amtsträgers. Die dortige Kirche wurde anscheinend nicht dem Erzbischof tradiert. Die vier einander folgenden Amtsträger Dominicus, Swarnagal, Altfrid und Rihpald erscheinen jedoch als hochqualifiziert, wurden vom Erzbischof entsandt und blieben diesem unterstellt. Die beiden letzten erlangten die Würde eines „Archipresbyters“,

womit wir beim zweiten für uns wichtigen Hinweis sind. In der allgemeinen Entwicklung entspricht der Archipresbyter als Amtsträger weithin der „*plebs*“ als Amtsbereich. Damit erinnern zwei strukturelle Momente auch hier an die „*plebs*“, obwohl die Bezeichnung selbst nicht erscheint. Die begegnenden Umschreibungen der Aufgabe dieser Amtsträger wollen ebenfalls beachtet sein. Dem Dominicus wird die Seelsorge des Volkes anvertraut, wie es die Ordnung des Priesteramtes verlangt (*commendans... populum procurandum, sicut ordo presbyteratus exposcit*), der erste Archipresbyter Altfrid erhält den Auftrag zur Seelsorge am ganzen Volk (*archipresbyteratum ibi constituit commendans illi claves ecclesiae curamque post illum totius populi gerendam*),. Nach diesen Formulierungen stand der erzbischöfliche Archipresbyter hoch über den Presbytern, die den einzelnen (Eigen-) Kirchen vom Erzbischof vorgesetzt wurden. Ob sein Amtsbereich als „*plebs*“ bezeichnet wurde oder nicht, ist dem gegenüber weniger wichtig. Sachlich reicht also die „*plebs*“ in Pannonien bis ins 9. Jh. zurück.

Der zweite Hinweis betrifft die Georgskirche in Projern (Hörzendorf bei St. Veit a.d.Glan). Als sie Erzbischof Gebhard 1087 weihte, ihre Dotation bestätigte und sie mit Tauf- und Begräbnisrecht für 14 Ortschaften ausstattete, erhielten als Vergütung für die letztgenannten Rechte der Erzbischof zwei und die „*plebs*“ Maria Saal eine Hube.^{lxv} Zu beachten sind dabei diese Nennung der „*plebs*“ und deren offenbar weiter geltende Rolle: das begünstigte Projern wurde selbst keine „*plebs*“ trotz Tauf- und Begräbnisrecht. Derartige Verleihungen kommen häufig vor.^{lxv}

Anders verfährt Erzbischof Gebhard (1060 – 1076) gegenüber Markwart von Eppenstein und dessen Gattin Liutbirg:^{lxv} Zwölf von deren Eigenkirchen erhielten das Tauf- und Begräbnisrecht, fünf von diesen aber viel weiter gehende Rechte, nämlich die Banngewalt vom Bischof und die ganze kirchliche Leitungsgewalt, wie sie nach dem Bischof und seinem Abgesandten die „*plebesani*“ ausübten (*bannum ab episcopo et ius baptizandi sepeliendique et omne illud regimen ecclesiasticum quo post episcopum eiusque missum plebesani utuntur*). Es sind dies Aflenz, Piber, Adriach, Münster, das auch Molzbichl heißt und Graslupp. Diese Kirchen wurden also selbst „*plebes*“, die genaue Termination geschah teils nach der grundherrlichen Zugehörigkeit, teils durch die Angabe von Grenzen. Die geschädigten älteren „*plebes*“ sind nicht angeführt, man

kann für Aflenz unschwer St. Lorenzen im Mürztal annehmen, bei Piber eine Kirche im Bereich der Hengistburg (am ehesten Hengstberg) und bei Adriach die Mutterpfarre Gratwein. Bei Adriach werden sogar ausdrücklich Untertanen verschiedener Grundobrigkeiten der neuen „*plebs*“ zugeteilt. So werden nur wenige Umriss der noch älteren „*plebes*“ sichtbar. Das Beispiel war anzuführen als Gegenstück zu Projern, wo keine neuen „*plebs*“ entstand.

Der Begriff „*plebs*“ wird im Mittelalter zunehmend seltener, die Verwendung scheint sich im Patriarchat Aquileja besser gehalten zu haben als in der Salzburger Diözese.^{lxv} Allgemeine Verbreitung erhält jedoch die Amtsbezeichnung „*plebanus*“, abgeleitet aus „*plebesanus*“. Damit bilden die „*plebes*“ und ihre „*tituli*“ eine altertümliche Schicht, die nur selten in den Quellen noch zum Vorschein kommt.

Der Beitrag Felix von Luschans zur Erforschung von Lykien und das Grabmal des Uwêmi in Limyra*

Peter Ruggendorfer

Kein Beispiel ist besser geeignet, um die Bedeutung der Dokumentation lykischer Felsgräber durch die österreichischen Expeditionen des ausgehenden 19. Jhts. für die moderne archäologische Forschung darzustellen, als das Grabmal des Xudara, das am westlichen Ausgang des Arykandos Tales unweit der antiken ostlykischen Stadt Limyra gelegen hat^{lxv}: so dokumentierte die 2. österreichische Expedition durch Lykien im Jahre 1882 die einzeilige griechische und die vierzeilige lykische Inschrift TL (Tituli Lyciae) 143, die an der südlichen Langseite des Sarkophagkastens angebracht waren, durch einen Abklatsch; die einzige Photographie, die von diesem Grabmal existiert, wurde im Winter 1883-84 von Felix von Luschan angefertigt (Abb. 1)^{lxv}.

111 Jahre später - im August 1995 - traf ein Team von Archäologen unter der Leitung von Jürgen Borchardt im Zuge der Wiederauffindung des Grabes nur noch auf spärliche Reste des Stufenunterbaus. Vermutlich wurde der einst mächtige, zweigeschossige Grabbau 1953 oder 1954 durch eine Sprengung mit Dynamit zerstört; ohne seine Erfassung durch die frühen Forschungsreisenden wäre das Monument für die moderne Forschung, die sich – wie im zweiten Teil des Beitrags aufgezeigt wird – in den letzten Jahrzehnten intensiv mit der Sepulkralarchitektur und dem Grab- und Bestattungswesen in Lykien auseinandersetzt, verloren gewesen^{lxv}.

Teil 1: Der Beitrag Felix von Luschans zur Erforschung Lykiens und zur Dokumentation lykischer Felsgräber

Ab dem Jahr 1881 rüstete Otto Benndorf, der zweite Wiener Ordinarius für Klassische Archäologie, im Auftrag des k.k. Ministeriums für Cultus und Unterricht insgesamt drei Expeditionen (1881, 1882 und 1883/84) nach Lykien aus^{lxv}. Die erste Expedition hatte zum Ziel, das ursprünglich 1841 von Julius August Schönborn entdeckte und dann wieder in Vergessenheit geratene Heroon von Trysa wiederzufinden und den

Hekatetempel von Lagina in Karien zu untersuchen; zudem erbrachte sie reiches Material zur antiken Kunst und Kultur in Lykien im Allgemeinen.

Während der ersten Expedition nach Lykien war der 27jährige Felix von Luschan seiner Ausbildung entsprechend von Benndorf vornehmlich als Arzt und Anthropologe eingesetzt. Daneben widmete er sich intensiven naturwissenschaftlichen Untersuchungen, zu denen er umfangreiche Sammlungen anlegte^{lxv}. Bis zum Antritt der Reise war von Luschan in Wien als Arzt am Allgemeinen Krankenhaus tätig und hatte bereits seit seiner Studienzeit archäologisch-ethnologische Forschungen in der Austria Romana und im Balkanraum unternommen und veröffentlicht sowie zu anthropologischen Themen, speziell zur Kranologie, publiziert^{lxv}.

Bei der zweiten Unternehmung des Jahres 1882, die – gefördert durch die „Gesellschaft für archäologische Erforschung Kleinasiens“ – der Verbringung des umfangreichen Skulpturenschmucks des Heroons von Trysa nach Wien diente^{lxv}, übernahm der nunmehr habilitierte Felix von Luschan – er wurde am 16. Jänner 1882 zum Dozenten der Anthropologie bzw. – wie es auf seiner Habilitationsschrift hieß – der physischen Ethnologie ernannt – als Nachfolger von Wilhelm Burger auch die Aufgaben des Photographen^{lxv}. Zudem unterstützte er die anderen Teilnehmer der Expedition bei archäologischen Dokumentationsarbeiten in Trysa und bei weiteren Forschungsreisen ins Umland, wobei der Aufnahme der Felsfassadengräber aufgrund des dichten Denkmälerbestandes und der an den Grabfassaden eingemeißelten griechischen und lykischen Inschriften naturgemäß große Aufmerksamkeit galt^{lxv}.

Nach dem Abschluß der zweiten Expedition und nach einem nur acht Tage dauernden Aufenthalt in Wien folgten vom Herbst 1882 bis ins Frühjahr 1883 die Forschungsreise mit Graf Karl Lanchoroński nach Pamphylien und Pisidien sowie daran direkt anschließend vom Frühjahr bis Sommer 1883 auf Einladung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften die Reise mit Carl Humann und Otto Puchstein in die Komagene. Kaum zurückgekehrt bricht von Luschan aber schon im Dezember 1883 erneut und alleine nach Kleinasien auf^{lxv}.

Diese Reise wird nicht im institutionellen Auftrag durchgeführt und wird – abgesehen von einer kurzen Unterbrechung im Februar 1884 – bis April 1885 dauern. Sie wird ihn nach Lykien auch nach Pamphylien, Kilikien und Syrien führen und dient neben der

Durchführung von anthropologischen Studien auch zur Aufnahme von archäologischen Monumenten^{lxv}.

Den starken archäologischen Charakter dieser Unternehmung dokumentiert ein Brief, den von Luschan am 13. Dezember 1884 aus Antalya an Otto Benndorf schreibt: *„Die Feiertage werde ich aber in Lykien verbringen, in Limyra und bei der Chimaira – ohne die geringsten archäolog[ischen] Praetensionen, rein zu meinem privaten Vergnügen und um dort Panther zu jagen“^{lxv}.*

Während der kurzen Unterbrechung im Feber 1884 kehrt von Luschan nach Wien zurück und übergibt die bis dahin neu gewonnenen Materialien an Benndorf, der diese umgehend in den, im Druck befindlichen ersten Band der Reisen im südwestlichen Kleinasien einarbeitet. Im Vorwort des im Herbst 1884 erschienenen Bandes dankt Benndorf von Luschan für die *„zu Anfang des Jahres im unteren Xanthostal gesammelten epigraphischen Nachträge, welche noch während des Druckes willkommene Aufnahme fanden“^{lxv}.*

Zwischen 1883 und 1885 widmet sich von Luschan in Lykien intensiv der Aufnahme archäologischer Desiderata, die sich aus den beiden vorangegangenen Expeditionen ergeben haben^{lxv}. Vermutlich wurde er durch Benndorf veranlasst oder beauftragt, diese Aufgaben durchzuführen.

Das Zzala-Monument in Kadyanda (TL 32) kann als Fallbeispiel für seine Dokumentationsarbeiten herangezogen werden^{lxv}. Das dynastische Grabmal wurde von Benndorf und von Luschan im Jahr 1881 gemeinsam besucht, für 1882 war ein neuerlicher gemeinsamer Besuch und die Ergänzung der Unterlagen geplant. Dazu kam es allerdings nicht. In den Wintermonaten 1883/84 reiste von Luschan nun allein nach Kadyanda und stellte Abklatsche von den Reliefs und von den Inschriften her, während Benndorf 1884 im Zuge eines London-Aufenthaltes die von Fellows angefertigten Gipsabgüsse der Reliefs des Monuments im British Museum studierte^{lxv}. Ausgewertet und publiziert wurden die Unterlagen zum Zzala-Monument schließlich durch Benndorf^{lxv}.

Der Umgang mit der Dokumentation zum Zzala-Monument ist charakteristisch dafür, wie von Luschan mit dem von ihm in Lykien gesammelten, archäologischen Material verfährt.

Er nimmt auf, beschreibt, fertigt Abklatsche an, photographiert und übergibt schließlich das Material dem jeweiligen Bearbeiter. Benndorf schätzt seine gewissenhafte Art. In einem Brief an seine Frau Sophie vom 25. Mai 1881 aus Xanthos schreibt Benndorf: *„Das ist ein ausserordentlich vielseitiger kenntnisreicher Mensch, von dem sich lernen lässt ...“*^{lxv}.

Für die 1889 gemeinsam mit Niemann herausgegebene Publikation des Heroons von Trysa greift Benndorf in erster Linie auf die von Luschan angefertigten Photographien zurück^{lxv}. Graf Karl Lanckoroński verfährt ähnlich, war doch von Luschan während der Reise durch Pamphylien und Pisidien ebenfalls als Photograph eingesetzt und so stammt die Mehrzahl der Photographien in den zwei Bänden der 1890 und 1892 edierten Publikation der Reiseergebnisse aus der Hand von Luschans^{lxv}. Darüber hinaus haben aber auch die an Details reichen archäologischen Beobachtungen aus den Tagebucheintragungen und Reisebriefe von Luschans Eingang in das Werk genommen, ohne dass explizit darauf hingewiesen wurde^{lxv}. Im Zuge der Expedition in die Komagene war von Luschan zwar vorrangig als ärztlicher Beistand für Carl Humann und Otto Puchstein engagiert, doch wurde u. a. die gesamte photographische Dokumentation von ihm erstellt^{lxv}.

Federführend trat von Luschan in den archäologischen Fachpublikationen zur Erforschung Lykiens nicht in Erscheinung. So liegen keine Publikationen archäologischer Befunde oder Besprechungen von Einzelmonumenten vor, wie sie leicht aus seinen umfangreichen Arbeiten hätten resultieren können. Der zweite Band der Reisen im südwestlichen Kleinasien wurde durch von Luschan und Eugen Petersen herausgegeben, wobei die Herausgeberschaft von Luschans auch als Dank für den Anteil am Zustandekommen dieses Werkes und für das großzügig überlassene Material gewertet werden darf. In diesem Band findet sich am Ende seines kulturgeschichtlichen Beitrags zur Stätte der Chimaira bei Olympos der einzige, überdies sehr kurze, archäologische Beitrag von Luschans in Form einer Besprechung von einigen wenigen

(mehrheitlich römischen) Inschriften u. a. aus Phaselis^{lxv}. Im gleichen Band erscheinen auch die umfassenden Studien über „Die Tachtadschy“ und „Die Jürücken“, die zu seinen wichtigsten anthropologisch-ethnographischen Ergebnissen aus den Reisen in Lykien zählen^{lxv}.

So liegt der essentielle Beitrag Felix von Luschans zur archäologischen Erforschung Lykiens in der Zusammenstellung von umfang- und detailreichen Materialsammlungen, durch die eine Vielzahl an Einzelmonumenten in ihrem Bestand für die Nachwelt gesichert wurde und die er verdienstvoller Weise anderen für die Publikation zur Verfügung gestellt hat.

Die Bedeutung der Arbeiten von Luschans in Bezug auf die archäologisch-sprachwissenschaftlichen Denkmäler in Lykien besteht nicht nur darin, dass er neue lykische Inschriften entdeckte, wie z. B. 1881 auf einem Grab in Teimiussa oder 1884 eine Grabinschrift in Rhodiapolis^{lxv}, sondern v. a. dass seine Abklatsche und Abschriften der Inschriften sowie seine Photographien der Gräber die Monumente in einem vielfach erheblich besseren Erhaltungszustand dokumentierten oder, wie im Falle des Grabmals des Xudara, das Monument überhaupt für die Wissenschaft im Bild bewahrt haben. Besonders hervorzuheben ist dabei, dass ihm die Aufnahme nahezu aller Grabbauten mit lykischen Inschriften in der ostlykischen Stadt Limyra zu verdanken ist.

Limyra stellt mit 56 TL Nummern ca. ein Drittel aller bekannten lykischen Inschriften^{lxv}. Petersen besuchte mit Loewy und Studniczka während der zweiten Lykien-Expedition am 21. Juni 1882 die Stadt, um eine Neuaufnahme der Inschriften durchzuführen. Nach einem Tag wurde das Vorhaben jedoch aufgrund *„der Hitze an dem ungesunden Orte und alsbald sich einstellendes Unbefinden“* abgebrochen^{lxv}. Schließlich besuchte von Luschan Limyra während der Wintermonate 1883/84 und führte die Aufnahme allein durch. Eugen Petersen verweist daher am Anfang des von ihm verfassten Kapitels zu Limyra im zweiten Band der Lykien-Expeditionen auf von Luschan: *„...auch die meisten Angaben über die Gräber werden von Luschan verdankt, welcher Limyra später in winterlicher Jahreszeit besucht. Die Mängel der Revision sind hiermit offen eingestanden“*^{lxv}.

Im Zuge der Arbeiten dokumentierte von Luschan systematisch die Lage aller Gräber mit lykischen und griechischen Inschriften in den Nekropolen mit knappen Beschreibungen, fertigte Abklatsche und Abschriften an und photographierte. Aus dem Grabmal des Pizzi in Nekropole II birgt er einen bis auf den fehlenden Unterkiefer intakten Schädel eines männlichen Individuums, den er der ursprünglichen Bestattung aus klassischer Zeit zugehörig glaubt^{lxv}.

Nach seiner Rückkehr im Frühjahr 1885 übergibt von Luschan die in Lykien angefertigten Photographien an Benndorf, an den er in einem Brief aus Prag am 26. April 1885 schreibt: *„Sehr geehrter Herr Professor, ich hatte neulich vergessen, Sie zu fragen, in welchem Format Sie mir erlauben werden, Ihnen meine neuen Limyra etc.-Bilder zu Füßen zu legen“*^{lxv}.

Parallel zu den archäologischen Dokumentationsarbeiten sammelte von Luschan laufend Beobachtungen für seine ethnologischen Studien, wie die Schilderung zweier Mönche des Bektaschi-Ordens in Limyra zeigt: *„In dem kleinen Bektasch-Kloster, welches hart bei dem Theater von Limyra steht ... waren 1884 zwei Derwische einquartiert, von denen der eine ein europäisches Hufeisen im linken Ohrläppchen hängen hatte, und der andere eine vielleicht zwei Pfund schwere hufeisenförmig gebogene Silberstange von der Dicke eines kleinen Fingers; beide machten den Eindruck von ebenso dummen wie boshafte Gaunern, waren nie ohne die Mastika-Flasche, verweigerten aber standhaft sich photographieren zu lassen“*^{lxv}.

Während dieser Reisen entstehen demzufolge bis zum Frühjahr 1885 ethnographische Photographien und Serien von sogenannten Typenphotos in Vorder- und Seitenansicht, auf die von Luschan auch in seinen späten Jahren immer wieder für Publikationen zurückgreifen wird^{lxv}.

Teil 2: Das Felsgrab des Uwêmi in der Nekropole II von Limyra, TL 109

Das einfache Grab liegt im mittleren Teil des Hauptmassivs der Nekropole II von Limyra und ist mit dem Grab des Medemudi mit TL 110 und dem Grab des Esete mit TL 105 in die gleiche nach Südsüdosten orientierte Felswand eingearbeitet (Abb. 2)^{lxv}.

Die Fassade des Grabes:

Der Aufbau der Grabfassade ist wie üblich der Holzbauweise nachempfunden. Es kam eine reduzierte Form des klassischen Erscheinungsbildes lykischer Felsgräber zur Ausführung und so liegt ein bescheidener Typus der petrifizierten Fassade vor, welcher aus einer Hauptkonstruktion mit einem oberen und einem, heute verschütteten, unteren Querbalken sowie zwei breiten vertikalen Pfosten besteht (Abb. 3). Die innere Konstruktion der Fassade bilden schmale, vertikale und horizontale Balken, die so die Türöffnung rahmen. Über dem oberen Querbalken folgen Rundhölzer, die etwas vorspringen, darüber liegen zwei Faszien. Durch die rechte Seite des Grabes verläuft ein Riß, der vom Gebälk bis in den rechten Türrahmen reicht.

Nach den typologischen Analysen von Zeynep Kuban zählt das Grab zum Fassadentyp 2b, der mit rund 100 Vertretern die größte Gruppe innerhalb der bekannten 406 Grabanlagen von Limyra darstellt und daher auch als „Limyra-Typ“ bezeichnet wird^{lxv}.

Der Innenraum:

Die 1,75 m breite und zwischen 1,13 m und 1,28 m tiefe Grabkammer, deren Boden verschüttet ist, nimmt die gesamte Breite der Fassade ein und weicht in ihrer Ausrichtung nur leicht von der Front des Grabes ab. An der Rückwand befindet sich eine durchgehende Kline (Abb. 5), die von links nach rechts leicht geneigt ist und an ihrem linken Ende eine schmale, ca. 3 cm hohe und rund 7 cm breite Abstufung aufweist. Die Fläche rechts neben der Tür liegt um wenige Zentimeter höher als die Kline und ist durch eine Bearbeitungskante auch deutlich von deren Oberfläche abgesetzt. Der Abstand von der Oberkante der Kline zur Decke beträgt 75 cm. Einlassungen oder Ausnehmungen für die Anbringung einer weiteren Kline sind nicht ersichtlich.

Der Eingang wurde durch einen Türstein verschlossen, der – wie üblich – im Grabinneren neben der Türöffnung oben und unten in je eine rinnenartige Ausnehmung

eingesetzt wurde und dann von dieser Position vor die Türöffnung geschoben bzw. gehebelt wurde.

Der Vorplatz:

Ein relativ großer Vorplatz mit ca. 2,50 m Tiefe (zwischen Grab und Sarkophag) und einer max. Breite von 4 m liegt vor dem Grab und war von Südwesten zu betreten (Abb. 6). Gegen Osten wird er durch eine rund 75 cm hohe Geländestufe des podestartig vorspringenden Vorplatzes des Nachbargrabes des Medemudi, TL 110, markant begrenzt. Gegenüber dem Eingang in das Grab des Uwêmi finden sich im Zentrum des Vorplatzes die Reste eines 2,38 m langen und 0,93 m breiten Sarkophagkastens, der direkt aus dem anstehenden Felsen heraus gemeißelt wurde (Abb. 4). Die unteren Partien der Seitenwände stehen heute noch erhaben an.

Im Vergleich dazu findet sich ein anderer Typus von Sarkophag auf dem Vorplatz des Grabes des Xntlapa in der Nekropole V von Limyra^{lxv}. In diesem Fall wurde der Sarkophagkasten truhenartig in den Felsen eingetieft, sodass das Niveau für die Auflager des Deckels identisch mit dem Gehhorizont der Terrasse war (Abb. 8). Es handelt sich um ein Chamosorion, ein einfaches Grab, das mit einem gesondert gearbeiteten, giebelförmigen Deckel abgedeckt war. Diese Form findet sich häufig in den lykischen Nekropolen und ist auch in andern Gebieten Kleinasiens (z.B. in Alinda im nördlichen Kleinasien) nachgewiesen^{lxv}.

Die Frage nach der zeitlichen Stellung und der konzeptionellen Zusammengehörigkeit des Sarkophags und des Felsgrabes des Xntlapa läßt sich anhand des baulichen Befundes nicht mit Bestimmtheit klären. Das Chamosorion kann gleichzeitig, aber ebenso gut erst später in die Terrasse eingetieft worden sein. Im Gegensatz dazu wurde der Sarkophagkasten beim Grab des Uwêmi sozusagen aus seiner Umgebung herausgeschält und steht damit deutlich aus dem Felsboden empor.

Die Anlage des Sarkophags vor dem Grab des Uwêmi setzt eine andere Situation am Vorplatz bei Beginn der Bauarbeiten voraus. Zu dem Zeitpunkt, als man mit den Arbeiten am Sarkophag begonnen hatte, mußte die Felspartie, aus welcher der

Sarkophagkasten gewonnen wurde, noch erhaben mit einer nicht geringen Höhe auf der Terrasse angestanden haben. A priori ist aus dieser Bauweise jedoch nicht zwingend eine gemeinsame Anlage von Felsgrab und Sarkophag abzulesen. Nur aufgrund des baulichen Befundes lassen sich letztendlich ebenso wenig verbindliche Aussagen hinsichtlich einer zeitgleichen Stellung von Grab und Sarkophag treffen, wie beim Grab des Xntlapa. Hinzu kommt, dass die repräsentative Form des erhaben aus seiner Umgebung herausgeschälten Sarkophagkastens ebenso gut für ein eigenständiges Grabmal sprechen könnte.

Am Vorplatz des Grabes wurden wohl Handlungen des Totenkults vollzogen. Bei Grabungen in Patara^{lxv} hat man neben dem Eingang eines Felsfassadengrabes mehrere Gefäße und eine kleine Feuerstelle in situ angetroffen und in Xanthos^{lxv} und in Limyra^{lxv} fand man bei Gräbern Opfersteinschalen, die wohl entsprechend den literarischen Quellen für Spendengüsse dienten^{lxv}.

Die Inschrift^{lxv}:

TL 109 ist, wie ein großer Teil der lykischen Sepulkralinschriften, auf dem oberen Querbalken der Hauptkonstruktion angebracht (Abb. 7). Es handelt sich um eine sechszeilige Inschrift, die im Großen und Ganzen sehr gut erhalten ist und nur im mittleren Abschnitt des Querbalkens Beschädigungen durch Verwitterung aufweist.

Der Inhalt dieser Grabinschrift lautet in etwa wie folgt:

Z1: Dieses Grab nun es hat gebaut

Z2: Uwêmi und seine Gemahlin // und ihm ntewe (gegenüber)

Z3: werden sie hineinlegen Muwete // wenn man

Z4 – Z6: einen anderen /dazu-legt oder wenn man anordnet: „Sie sollen ihn/ihnen hinzulegen // Nun wer auch immer danach jeweils/mehrfach/dreifach um-baut, nun (der) wird dem pntrennischen Heiligtum hier Abgaben leisten / (etwas) zahlen

Die Inschrift folgt in ihrem Aufbau dem „normalen“ Formular lykischer Grabinschriften. Zwei Worte, „Muwete“ und „ntewe“, sind besonders herauszugreifen, da deren

Übersetzung und Interpretation für den vorliegenden Kontext und die damit verbundene Frage, ob Felsgrab und Sarkophag als gemeinsam intendierte Anlage angesehen werden können, von entscheidender Bedeutung sind^{lxv}:

Demnach ist „Muwete“ ein Personennamenname, der den Namensbestandteil „Muva-“ („Same“ oder verallgemeinernd „Kraft“) enthält. Das Verhältnis zwischen dem Grabherrn Uwêmi und der wohl männlichen Person „Muwete“ lässt sich nicht konkret bestimmen; es ist aber zu überlegen, ob es sich um einen Sohn des Uwêmi handeln könnte. Es ergibt sich aber auch darüber hinaus die Möglichkeit, dass „Muwete“ für die gesamte Nachkommenschaft des Uwêmi steht und nicht nur für eine Person. Grammatikalisch ergibt sich dadurch kein Problem, in beiden Fällen ist der Akkusativ Singular korrekt, allerdings existiert im Lykischen (noch) ein anderes Wort für (blutsverwandte) Nachkommenschaft, nämlich „Esedennewe“, das durch neun Inschriften belegt ist.

Das Adverb „ntewe“ ist nur in drei Inschriften belegt, wobei es nur ein einziges Mal, nämlich in TL 109, in einer einfachen Felsgrabinschrift vorkommt. Die Belegstellen zeigen sowohl einen lokalen Bezug von „ntewe“ im Sinne von „gegenüber“ als auch eine übertragene Bedeutung im Sinne von „im Angesicht von/im Angesicht der Götter/vor den Göttern“.

Analyse:

Faßt man die sprachwissenschaftlichen Befunde zusammen und konfrontiert man sie mit dem archäologischen Kontext, so ergibt sich folgendes Bild:

Der Grabherr Uwêmi hat das Grab gemeinsam mit seiner Frau gebaut. Dem stiftenden Ehepaar steht für eine Bestattung in ausgestreckter Rückenlage nur die Kline an der Rückwand zur Verfügung, wobei die kleine Erhebung am linken Ende der Kline (Abb. 6) wohl eher eine Art Auflager (für eine Bahre oder Sarg) als ein nur im Ansatz ausgeführtes Kopfkissen oder eine unfertige Kopfstütze darstellt. Für eine zweite Kline gibt es keine Evidenz; weder auf der Oberseite der Kline an der Rückwand oder an den Wänden der Grabkammer sind Ausnehmungen oder Auflager erkennbar, die auf eine weitere, aus Holz- oder Steinelementen zusammengefügte und separat eingesetzte Kline hinweisen. So wird die rund 60 cm breite Kline an der Rückwand sowohl für die Bestattung des Leichnams des Uwêmi als auch für den seiner Frau gedient haben.

Das stiftende Ehepaar scheint dabei wohl einfach nebeneinander bzw. etwas übereinander liegend auf der Kline beigesetzt worden zu sein. Die Grabungen in der Nekropole V von Limyra haben für die klassische Zeit gezeigt, daß oft jeweils mehrere Individuen auf einer Kline beigesetzt wurden. Beispielsweise fanden sich beim Grab 113 - wie aus den anthropologischen Befunden hervorgeht - auf zwei Felsklinen die Knochen von mindestens neun Individuen, wobei ausgewählte Knochen älterer Bestattungen gleichsam beiseite gelegt und gestapelt wurden^{lxv}. Ähnliche Befunde boten auch die Untersuchungen in den Gräbern von Patara^{lxv}

Nicht aufzulösen scheint auf den ersten Blick die sog. Gebotsformel zu sein, sofern man „Muwete“ als Personennamen und „ntewe“ als „gegenüber“ auffaßt und die Formulierung „und ihm gegenüber werden sie hineinlegen Muwete“ auf den Innenraum des Grabes bezieht. Denn die einzige Möglichkeit für eine Bestattung „gegenüber“ bietet im Innenraum des Grabes nur die Fläche an der rechten Seitenwand.

Da diese aber aufgrund ihrer geringen Größe nicht für eine Körperbestattung geeignet war, müßte für „Muwete“ eine Urnenbestattung vorausgesetzt werden. Generell ist die Körperbestattung in Lykien während der klassischen Zeit die bevorzugte, wenn auch nicht die einzige Bestattungsform^{lxv}. Bestimmte Grabformen konnten sowohl für Körper- als auch für Brandbestattungen gedient haben – es sei auch auf die Tumulusgräber mit Brand- und Erdbestattungen verwiesen, wie sie beim Kyaneai-Survey in Zentrallykien angetroffen wurden^{lxv}. Die Brandbestattung im Fassadengrab Nr. 85 in der Nekropole V von Limyra stellt einen außergewöhnlichen Befund dar, gehört aber nicht dem Kontext der originären Bestattung an^{lxv}. Eine Kombination von Körper- und Brandbestattungen in einem Grab zur selben Zeit erscheint daher nicht wahrscheinlich^{lxv}.

Daher wird die Fläche an der rechten Seitenwand im Grab des Uwêmi wohl zur Deponierung von Beigaben gedient haben, die während der Bestattungen den Verstorbenen mit ins Grab gegeben wurden^{lxv}. Die vorliegende Situation mit dem kleinen, von der Kline bewußt abgesetzten Areal erinnert an den Befund am Grab Nr. 1 in Krya in Karien. Dort befindet sich ebenfalls rechts neben der Tür eine kleine bankartige Fläche^{lxv}.

Beachtet man die von Uwêmi verwendete Verbotsformel – d. h. das sogenannte „Hinzubestattungsverbot“ nach Heiner Eichner^{lxv} – und berücksichtigt man bei der Interpretation auch den Vorplatz des Grabes, indem man „ntewe“ („gegenüber“) auf den Sarkophag auf der Terrasse (gegenüber der Bestattung im Grabinneren) bezieht, dann ist mit dem Sarkophag der Bestattungsort für „Muwete“ gewonnen und eine Lösung hinsichtlich des geringen Platzangebotes für Bestattungen im Grab gefunden.

Durch das „Hinzubestattungsverbot“ in Zeile 4-6 („wenn man einen anderen dazu-legt oder wenn man anordnet: Sie sollen Ihnen hinzulegen, nun wer auch immer danach jeweils mehrfach/dreifach um-baut, nun der wird dem pntrennischen Heiligtum hier Abgaben leisten“) ist die Grabkammer klar und durch Androhung einer Strafe ausschließlich dem Grabherrn Uwêmi und seiner Gattin vorbehalten.

Bezüglich des Sarkophags auf dem Vorplatz ist es völlig unerheblich, ob man unter „Muwete“ nun eine Einzelperson oder die Nachkommenschaft verstehen möchte, zumal Mehrfachbestattungen in Sarkophagen in klassischer Zeit nachgewiesen sind^{lxv}.

Die Zusammengehörigkeit der beiden Grabmale kann selbstverständlich ohne archäologische Untersuchung nicht bewiesen werden und der bautechnische Befund des Sarkophags allein reicht nicht aus, um die gleichzeitige Errichtung mit dem Grab zu verifizieren, er spricht allerdings auch nicht dagegen. So bildet ja gerade erst der Umstand, dass der Sarkophag aus dem anstehenden Fels herausgeschlagen und nicht in den Felsen eingetieft wurde, überhaupt die Grundlage, eine zeitgleiche Anlage der beiden Grablegen ins Auge zu fassen. Die Verbindung von architektonischem Kontext und Inschrift bietet nun allerdings die Möglichkeit, das Grab als kombinierte Grabanlage, bestehend aus dem Felsgrab, das für die Bestattung des Uwêmi und seiner Frau gedient hat, und dem Sarkophag, in dem „Muwete“ beigesetzt war, zu interpretieren.

Kombinierte Grabanlagen:

In der lykischen Sepulkralarchitektur ist die Form der kombinierten Grabanlage, in der zwei oder mehrere, voneinander getrennte Grablegen zu einer baulichen Anlage verbunden werden, oftmals anzutreffen. Der architektonische Formenschatz der kombinierten Anlagen ist vielfältig und die Verbindung der unterschiedlichen Typen von

Felsfassadengräbern und von freistehenden Grabbauten führt zu einem reichen Spektrum an Ausformungen:

Bei den freistehenden Grabbauten stellen der Typus des Grabhauses mit einem weiteren darauf aufgesetzten Grabhaus oder einem Sarkophag und der Typus des Hyposorions-Sarkophages - ein Unterbau mit Grablege und einem darauf situierten Sarkophag - die am häufigsten vertretenen Formen dar^{lxv}. Darüber hinaus treten zahlreiche andere, typologisch nicht leicht zuordenbare Ausprägungen auf.

Bei den doppelgeschossigen Felsfassadengräbern ist die obere Grablege in der Regel entweder in ein gesondert gestaltetes Obergeschoss^{lxv} oder in eine auf das Untergeschoß aufgesetzte und das Grab bekrönende Dachkonstruktion eingelassen, wobei beide Lösungen jeweils architektonisch in die Fassade der Gesamtanlage integriert sind^{lxv}.

Felsfassadengräber werden auch mit Elementen freistehender Grabbauten verbunden. So können Sarkophage entweder freistehend oder in Ausnehmungen über den Gräbern zur Aufstellung kommen^{lxv} oder – wie in einem seltenen Beispiel – ein Felsgrab als Untergeschoß für einen darüber errichteten Grabpfeiler dienen^{lxv}.

Borchhardt^{lxv} gelang es für die zweigeschossigen Anlagen mit lykischen Inschriften, basierend auf der Erkenntnis von Benndorf^{lxv}, wonach die obere Grabkammer in den griechischen Inschriften aus hellenistischen und römischen Zeit als die Privilegierte ausgewiesen und dem Grabherrn und seiner Frau vorbehalten war, den Ansatz von Bryce^{lxv}, demzufolge dieses Prinzip möglicherweise auch für die klassische Zeit Gültigkeit hatte, an einer Gruppe von ausgewählten Gräbern durch die Gegenüberstellung und Analyse der architektonischen und epigraphischen Befunde zu bestätigen.

Eine Grundlage für die Beweisführung ist dabei das in den lykischen Inschriften enthaltene „Hinzubestattungsverbot“. Durch diese Verfügung bestimmt der Grabherr entweder mit seiner Frau oder auch alleine in den meist sehr aufwendig gestalteten und in der Regel für einen größeren Personenkreis konzipierten Gräber räumlich abgetrennt von den übrigen Familienangehörigen bzw. der Nachkommenschaft bestattet zu werden. Das Bestreben des Grabherrn ist klar erkennbar: gleichgültig, ob er alleine

beigesetzt wurde oder die Grablege mit seiner Frau teilt, möchte er in der Totenruhe nicht durch weitere hinzukommende Bestattungen gestört werden.

Diesen zweigeschossigen Anlagen mit privilegierten Bestattungen steht jener Teil der lykischen Gräber gegenüber, die lediglich über eine Grabkammer verfügen. Dabei handelt es sich ebenfalls um Familiengrabstätten und die Anlagen standen sicherlich über einen längeren Zeitraum in Gebrauch, wie die höfischen Strukturen der lykischen Adelsgesellschaft erwarten lassen und die baulichen Einrichtungen, z. B. die wiederholt zu öffnenden und erneut verschließbaren Türen der Gräber, und die nachträglichen Erweiterungen in den Innenräumen der Gräber, sogenannte *hlmmi*, zur Vergrößerung der Kapazität der Grabstätten bezeugen^{lxv}. Für jede Beisetzung mussten die Grabkammern geöffnet werden, und falls kein Platz auf den Steinklinen für die Deponierung des Leichnams zur Verfügung stand, wurden die Skelette der vorhergehenden Bestattungen zur Seite gelegt, wie die Befunde der Grabungen in Limyra und Patara belegen^{lxv}.

Das Hinzubestattungsverbot bot Schutz vor den Störungen der Totenruhe, war doch jede weitere Bestattung unter Androhung einer Strafe untersagt. Zugleich manifestierte sich darin ganz offensichtlich die Absicht des Grabherrn, durch die Bestattung in bevorzugter Position in der oberen Grabkammer aus dem Kreis seiner Angehörigen und auch seinen Zeitgenossen gegenüber hervorgehoben zu werden. Sozialer Rang und soziale Stellung der Grabherren waren zweifellos hoch, denn als Auftraggeber dieser gewaltigen zweigeschossigen, teilweise mit enormen finanziellen und technischen Mittel errichteten Anlagen müssen sie zu den aristokratischen Eliten Lykiens gezählt haben^{lxv}.

Durch ihre besondere architektonische Gestaltung und wegen ihrer teilweise außergewöhnlichen Lage manchmal auch innerhalb der Stadt war den Grabstätten eine gesteigerte Wahrnehmung durch die Allgemeinheit gewiß^{lxv}.

Das bescheidene Felsgrab des Uwêmi im Limyra hat mit den monumentalen zweigeschossigen Anlagen das „Hinzubestattungsverbot“ gemein. Sollte die oben vorgeschlagene Interpretation zutreffen, dann verfügt das Grab ebenfalls über zwei getrennte, wenn auch nicht übereinander^{lxv}, sondern in der Horizontalen liegende Kammern, eine im Felsgrab und eine gegenüber im Sarkophag auf dem Vorplatz. Der

Stifter des Grabes, Uwêmi, hätte – und das ist wesentliches und zentrales Argument für die neue vorgeschlagene Form der kombinierten Grabanlage – durch das „Hinzubestattungsverbot“ für sich und seine Gattin auf dasselbe Recht nach ungestörter Totenruhe zurückgegriffen, wie die Grabherren und Stifter der aufwendigen Grabbauten mit übereinanderliegenden Grabkammern. Mit dem Sarkophag – der zweiten Grablage – hätte er aber einen Bestattungsort für seine Nachkommen bereitgestellt. Typologisch gesehen, wäre das Prinzip der beiden Kammern variiert und in einer neuen Ausformung, in einer Ebene liegend, umgesetzt worden.

Es stellt sich die Frage, ob auf Grundlage der neuen Form der kombinierten Grabanlage auf eine Veränderung der Verehrungsformen für die Verstorbenen geschlossen werden darf, vermutet doch Borchhardt, dass es Intention der Stifter der zweigeschossigen Anlagen war, „in der oberen Grabkammer über den Nachkommen in der unteren Grabkammer Heroen gleich, den Göttern nahe, die Verehrung im Totenkult entgegenzunehmen“^{lxv}.

Eine Differenzierung der beiden Grablagen ist auch beim Grab des Uwêmi gegeben, soll doch die Kammer des Felsgrabes nicht mehr für weitere Bestattungen geöffnet werden. Der Grabherr stellt sich damit ausdrücklich über seine Nachkommenschaft und die privilegierte Bestattung entrückt ihn, als Stifter des Familiengrabes, von seinen Angehörigen. In Bezug auf die rituelle Verehrung im Totenkult könnte dem Grabherrn Uwêmi daher auch eine besondere Beachtung bzw. gesteigerte Wertschätzung durch die Nachkommen zuteil geworden sein.

Im Gegensatz zu den an prominenten Orten platzierten, zweigeschossigen Anlagen hebt sich das bescheidene Grabmal in der Nekropole architektonisch kaum von den Gräbern in seiner Umgebung ab^{lxv}. Seine einfache und bescheidene architektonische Ausführung wird sicherlich nicht zu einer vermehrten Wahrnehmung durch die Allgemeinheit geführt haben.

Bei zwei weiteren Grabanlagen, dem Grab Nr. 75 in Limyra und dem Grab Nr. 3 in Myra, ist in unmittelbarer Nähe der Felsgräber je ein Sarkophag anzutreffen. In beiden Fällen scheinen die lykischen Inschriften an den Gräbern auch Bezug auf die

danebenliegenden Sarkophagen zu nehmen, wodurch sich ein ähnlicher Kontext wie am Grab des Uwêmi ergibt^{lxv}.

Bei aller gebotenen Vorsicht könnte sich daher mit dem Grab des Uwêmi eine neue Variante der kombinierten Grabanlage abzeichnen und fassen lassen, die dazu beitragen kann, das Verständnis der lykischen Grab- und Bestattungsformen weiter zu differenzieren und zu vertiefen.

* Mein Dank gilt Jürgen Borchhardt, dem Initiator des Projekts „Archäologisch-sprachwissenschaftliches Corpus der Denkmäler mit lykischer Schrift“, und Heiner Eichner sowie Martin Seyer, der nunmehr die Leitung des Projekts übernommen hat, für die mannigfache Unterstützung und das Entgegenkommen, Einsicht in die aktuellen Projektunterlagen zu nehmen. Besonders danke ich Linn Kogler, der sprachwissenschaftlichen Mitarbeiterin, die für die Analyse der Grabinschrift des Uwêmi verantwortlich zeichnet. Der vorliegende Beitrag ist die überarbeitete und gekürzte Fassung eines Interpretationsvorschlags, der mit Frau Kogler im Rahmen des Felix von Luschan-Symposiums in Hollabrunn im April 2005 vorgestellt wurde und für die Akten dieses Symposiums zum Druck vorbereitet wird.

Abkürzungen und Zitierweise folgen dem ÖJh 69, 2000, 357 ff. (<http://oeai.at/publik/autoren.html>). Zusätzlich werden folgende Kurzzitate verwendet:

- | | |
|-----------------------------------|---|
| Benndorf – Niemann, Reisen I | O. Benndorf – G. Niemann, Reisen im südwestlichen Kleinasien Band 1. Reisen in Lykien und Karien. (1884) |
| Borchhardt, FS Machatschek | J. Borchhardt, Die obere und die untere Grabkammer. Beobachtungen zu den Bestattungsbräuchen der lykischen Oberschicht, in: M Kubelik – M. Schwarz (Hrsg.), Von der Bauforschung zur Denkmalpflege. Festschrift für Alois Machatschek (1993) 7ff. |
| Petersen – von Luschan, Reisen II | E. Petersen – F. von Luschan, Reisen im südwestlichen Kleinasien II. Reisen in Lykien, Milyas und Kibyratis (1989) |
| Szemethy, Erwerbungs-geschichte | H. Szemethy, Die Erwerbungs-geschichte des Heroons von Trysa. Ein Kapitel österreichisch-türkischer Kulturpolitik (2005) |
| Szemethy, Symposium Millstatt | H. Szemethy, Felix von Luschan und die österreichischen Expeditionen nach Trysa in Lykien, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2003 (o.J.) 97ff. |

^{lxv} Die Ergebnisse der österreichischen Expeditionen wurden in zwei umfangreichen Bänden, Benndorf – Niemann, Reisen I und Petersen – v. Luschan, Reisen II, publiziert. Zur Lage des Grabmals des Xudara im Delicedere in der Chora von Limyra s. J. Borchhardt – G. Neumann, Die Grabstiftung des „xudara“ in der westlichen Chora von Limyra, ÖJh 66, 1997, 64ff.

^{lxv} Petersen – von Luschan, Reisen II Taf. XIII.

^{lxv} Aufgrund der lykischen Inschrift zählt das Grabmal zu jener Gruppe von rund 200 mehrheitlich sepulkralen Monumenten, die im Rahmen des interdisziplinären Projekts „Archäologisch-sprachwissenschaftliches Corpus der Denkmäler mit lykischer Schrift“ bearbeitet werden. Der Verf. war Mitarbeiter des Projekts und führte die archäologische Aufnahme der Inschriftenträger in Ostlykien und in Limyra durch. Zur Aufgabenstellung des Projekts s. J. Borchhardt – H. Eichner – M. Pesditschek – P. Ruggendorfer, Archäologisch-sprachwissenschaftliches Corpus der Denkmäler mit lykischer Schrift, AnzWien 134, 1997-1999, 111ff.

^{lxv} Die Kulturlandschaft Lykien blieb aufgrund der Entfernung und ihrer Abgeschlossenheit sowie wegen der Unverträglichkeit ihres Klimas außerhalb der üblichen Routen der frühen Forschungsreisenden. Seit dem Grafen Choisseul-Gouffier, dem späteren Botschafter Frankreichs an der osmanischen Pforte, dem im allgemeinen das Verdienst der Wiederentdeckung des antiken Lykiens im Jahre 1776 zugeschrieben wird, bereisten bis zur zweiten Hälfte des 19. Jhs. unter teilweise höchst schwierigen Bedingungen aufgrund des fehlenden Wegenetzes im Hinterland britische, französische, österreichische und deutsche Forscher die Region, zur Forschungsgeschichte s. Götter, Heroen, Herrscher in Lykien. Ausstellungskatalog Schallaburg (1990). Das südwestliche Kleinasien wurde von Benndorf ausgewählt, da Deutschland und Frankreich Griechenland weitgehend erforscht hatten und daher eine neuerliche Unternehmung – im Anschluß an die von 1873-75 durchgeführte Expedition nach Samothrake – wenig Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, s. O. Benndorf, Vorläufiger Bericht über zwei österreichische Expeditionen nach

Kleinasien, AEM VI, 152f. Teilnehmer der ersten Lykien-Expedition waren neben Otto Benndorf, der Architekt Georg Niemann, der Hofphotograph Wilhelm Burger und Felix von Luschan, vgl. H. Wolf, F. v. Luschan und die Archäologie, in: F. Brein (Hrsg.), Kyprische Vasen und Terrakotten, Kataloge der Archäologischen Sammlung der Universität Wien I (1997) XV; nun dazu ausführlich und auf breiter Wissensbasis Szemethy, Erwerbungs-geschichte 34ff.

^{lxv} Der Beitrag von H. Szemethy in den Akten des Hollabrunner-Symposions wird Felix von Luschan als Forschungsreisenden und seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen und Sammlungen gewidmet sein (in Vorbereitung zum Druck).

^{lxv} In den Jahren 1880 bis 1882 war Felix von Luschan Sekundärarzt im Allgemeinen Krankenhaus in Wien, tat zuerst Dienst auf chirurgischen Abteilungen, dann auf der psychiatrischen Klinik von Meynert und beschäftigte sich mit Gehirnanatomie, H. Virchow, Gedächtnisrede auf Felix von Luschan, Zeitschrift für Ethnologie 56, 1924, 113. Zu den Publikationen von Luschans bis 1881 s. F. Kiffner, Die Bibliographie Felix von Luschan, Zeitschrift für Ethnologie 83, 1958, 285ff. und die Ergänzungen ders., Noch einmal Bibliographie Felix von Luschan, Zeitschrift für Ethnologie 85, 1960, 118ff.

^{lxv} O. Benndorf – G. Niemann, Das Heroon von Gjölbashi-Trysa (1889); F. Eichler, Die Reliefs von Gjölbashi-Trysa (1950); W. Oberleitner, Das Heroon von Trysa. Ein lykisches Fürstengrab des 4. Jhs. v. Chr., Sondernr. AW (1994); Th. Marksteiner, Trysa – Eine zentrallykische Niederlassung im Wandel der Zeit. Siedlungsarchitektur- und kunstgeschichtliche Studien zur Kulturlandschaft Lykien, Wiener Forschungen zur Archäologie 5 (2000).

^{lxv} Wissenschaftliche Teilnehmer der zweiten Expedition waren: Otto Benndorf, Georg Niemann, Eugen Petersen, Franz Studniczka, Emanuel Loewy, Robert von Schneider und Emil Tietze; s. die detailreiche Zusammenstellung und Analyse der Abläufe bei Szemethy, Erwerbungs-geschichte 87ff.

^{lxv} vgl. das Vorwort zu Petersen – von Luschan, Reisen II.

^{lxv} Im September 1883 stirbt überraschend der Vater von Luschans, s. L. Knoll, Felix von Luschan – Ergänzungen zur Biographie und Bedeutung dieses Pioniers der Ethnologie, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2004 (o. J.) 84. Mit dem Tod des Vaters verliert von Luschan den Adressaten für seine Reisebriefe, die eine Mischung zwischen Brief und Reisetagebuch waren; er schreibt nun an seinen Bruder Oscar; zu den privaten Dokumenten von Luschans (Tagebücher, Reisebriefe an Vater Maximilian und Bruder Oscar oder Korrespondenzen z.B. an O. Benndorf,) s. Szemethy, Symposium Millstatt 98f.; zu den Quellen und zu den verschiedenen Archiven s. Szemethy, Erwerbungs-geschichte 11f. 16ff.

^{lxv} L. Knoll, Felix von Luschan, Ergänzungen und Beiträge zu biographischen Daten eines Pioniers der Ethnologie, unpubl. Dipl.-Arbeit 2004, 50ff.

^{lxv} Dokument im Archiv Benndorf – Privatarchiv der Urenkel Otto Benndorfs, Barbara Benndorf-Keller und Bernhard Benndorf, Graz.

^{lxv} Benndorf – Niemann, Reisen I, 4.

^{lxv} Zu diesen zählt neben Ergänzungen an Einzelmonumenten u.a. auch die Aufnahme aller Nekropolen in Limyra s. unten.

^{lxv} J. Borchhardt – G. Neumann, AA 1968, 174ff. Abb. 1-9, 12-19, 22-32. H. İskan, Zum Totenkult in Lykien II: Schlachtopfer an lykischen Gräbern, in: T. Korkut (Hrsg.), Anadolu'da Doğdu. Festschrift für Fahri İşik zum 60. Geburtstag (2004) 400ff.

^{lxv} Ch. Fellows, An Account of Discoveries in Lycia (1841) Taf. auf S. 116.

^{lxv} O. Benndorf, TAM 1 28 Nr. 32; vgl. Petersen – von Luschan 193ff.

^{lxv} Dokument im Archiv Benndorf – Privatarchiv der Urenkel Otto Benndorfs, Barbara Benndorf-Keller und Bernhard Benndorf, Graz.

^{lxv} O. Benndorf – G. Niemann, Das Heroon von Gjölbashi-Trysa (1889).

^{lxv} K. Lanckoroński (Hrsg.), Reise durch Pamphylien und Pisidien, 2 Bände (1890 – 1892).

^{lxv} Lanckoroński a. O. Band I (1890) II spricht von einer Teilnahme von Luschans „auch diesmal als Arzt“.

^{lxv} „Ich bin ausschliesslich Chefarzt mit dem Titel eines geheimen Ober- Medicinal-Rathes und kann im übrigen thun und lassen, photographiren und botanisiren, Steine klopfen und Schädel messen was, wo, wann und wie ich will.“ Reisebrief Nemrud Dag.

^{lxv} Petersen – von Luschan, Reisen II, 142.

^{lxv} Petersen – von Luschan, Reisen II, 198ff.; J. Borchhardt, Von Nomaden und Gemüsebauern: auf der Suche nach der yörük-Identität bei den Sacikarali in der Südwest-Türkei, Göttinger Studien zur Ethnologie 5 (2000).

^{lxv} s. E. Kalinka, Tituli Lyciae. Lingua Lycia Conscripti, TAM 1 (1901).

^{lxv} J. Borchhardt, Lykische Inschriften im archäologischen Kontext, in: Licia e Lidia prima dell'ellenizzazione. Atti del'Convengno internazionale. Roma, 11-12 ottobre 1999 (2003) 37ff. Die Stadt verfügt insgesamt über 6 Nekropolen, wobei die Nekropole II mit etwa 200 Felsfassaden- und Sarkophaggräbern die größte Nekropole nicht

nur der Siedlung, sondern ganz Lykiens repräsentiert, s. Z. Kuban, Die Nekropolen von Limyra, in: J. Borchhardt, Grabungen und Forschungen in Limyra aus den Jahren 1991-1996, *ÖJh* 66, 1997, 348ff.

^{lxv} Petersen – von Luschan, *Reisen* II 65.

^{lxv} Petersen – von Luschan, *Reisen* II 65.

^{lxv} Petersen – von Luschan, *Reisen* II 209 Fig. 21; K. Großschmidt, Anthropologische Forschungen in Limyra, in: Borchhardt a. O. 415ff.

^{lxv} Dokument im Archiv Benndorf – Privatarhiv der Urenkel Otto Benndorfs, Barbara Benndorf-Keller und Bernhard Benndorf, Graz.

^{lxv} J. Borchhardt, Die Steine von Zêmuri. Archäologische Forschungen an den verborgenen Wassern von Limyra (1993).

^{lxv} vgl. F. von Luschan, *Völker, Rassen Sprachen* (1922).

^{lxv} Das Grab des Medemudi trägt ein Totenmahlrelief. Von Luschan gibt die Lage der drei Gräber an und vermerkt, dass der Abklatsch des Grabes des Uwêmi misslungen ist und nicht zur Auswertung zur Verfügung steht. Sonst geht er nicht näher auf das Grab ein, s. Petersen – von Luschan, *Reisen* II 66.

^{lxv} In den Nekropolen anderer lykischer Städte tritt der Typus 2b nur noch in sechs weiteren Beispielen auf, s. Z. Kuban, Die Nekropolen von Limyra, in: J. Borchhardt, Grabungen und Forschungen in Limyra aus den Jahren 1991-1996, *ÖJh* 66, 1997, 350f.

^{lxv} Xntlapa war mahinaza (Seher?) des Königs Perikle, G. Neumann, Neue Erkenntnisse zur lykischen Sprache. Appositionen zu Personennamen, in: J. Borchhardt – G. Dobesch (Hrsg.), Akten des II. Internationalen Lykien-Symposiums I, *ETAM* 17 (1993) 36; Th. Marksteiner, Brand- und Körperbestattungen; Tumulus- und Fassadengräber: Überlegungen zu Veränderungen der Bestattungsbräuche im vorhellenistischen Lykien, *Lykia* I, 1994, 80 Anm. 16.

^{lxv} G. Kleiner, Hellenistische Sarkophage in Kleinasien, *IstMitt* 7, 1957, Tafel 4,2.

^{lxv} H. İşkan, Zum Totenkult in Lykien I: Ein datiertes Felsgrab in Patara und Leichenspiele in Lykien, *IstMitt* 52, 2002, 273ff. Abb. 3. 4.

^{lxv} F. Blakolmer, Die Nekropolen um Limyra und die Bestattungsbräuche Lykiens, in: *Archäologie Österreichs* 1/1-2, 1990, 71.

^{lxv} J. Borchhardt – B. Borchhardt-Birbaumer, Zum Kult der Heroen, Herrscher und Kaiser in Lykien, *AW* 23, 2, 1992, 99f. Abb.2.

^{lxv} Im Zuge der Rituale im Andenken und zu Ehren der Verstorbenen deponierten die Angehörigen Opfergaben in Form von Gefäße, Kuchen, Früchten, zubereiteten Essen, Blumen, Kränzen und führten Libationen mit Wasser, Milch, Honig oder Wein durch, so ausführlich G. Ekroth, *The Sacrificial Rituals of Greek Hero-Cults in the Archaic to the Early Hellenistic Periods* (2002) und D. Boehringer, Heroenkulte in Griechenland von der geometrischen bis zur klassischen Zeit, 3. Beih. *Klio* (2001) 25ff.; vgl. H. İşkan, Zum Totenkult in Lykien II: Schlachtopfer an lykischen Gräbern, in: T. Korkut (Hrsg.), *Anadolu'da Doğdu. Festschrift für Fahri İşik zum 60. Geburtstag* (2004) 381ff.

^{lxv} Der Abschnitt „Inscription“ mit Übersetzung und Kommentar werden Fr. Kogler verdankt.

^{lxv} Ein ausführlicher Kommentar wird von Kogler in den die Akten des Felix von Luschan-Symposiums in Hollabrunn vorgestellt werden (in Vorbereitung zum Druck).

^{lxv} K. Großschmidt, Knöcherne Zeugen – Aussagen der Anthropologie über die Bewohner von Limyra, in: J. Borchhardt, Die Steine von Zêmuri. Archäologische Forschungen an den verborgenen Wassern von Limyra (1993) 70ff.; F. Blakolmer, Die Grabung in der Nekropole V von Limyra, in: J. Borchhardt – G. Dobesch (Hrsg.), Akten des II. internationalen Lykien-Symposiums II. *ETAM* 18 (1993) 152.

^{lxv} F. İşik, Patara 1997, *KST* 20, II, 159ff. Abb. 13. 16.

^{lxv} Blakolmer a. O. 152f.; Th. Marksteiner, Brand- und Körperbestattungen; Tumulus- und Fassadengräber: Überlegungen zu Veränderungen der Bestattungsbräuche im vorhellenistischen Lykien, *Lykia* I, 1994, 78ff.; H. İşkan, Zum Totenkult in Lykien I: Eindatiertes Felsgrab in Patara und Leichenspiele in Lykien, *IstMitt* 52, 2002, 277.

^{lxv} K. Großschmidt, Lykische Studien 1. Die Siedlungskammer von Kyaneia in Lykien. *Asia Minor Studien* 9 (1993) 162; vgl. J. Seeher, *IstMitt* 43, 1993, 226.

^{lxv} K. Großschmidt, *Limyra* 1992, *KST* 15, II, 268.

^{lxv} s. J. Borchhardt – H. Einer – L. Kogler – M. Pesditschek – M. Seyer, Grabherr und Stifter. Die Grabmäler des Hrixmma in Myra, *ÖJh* 73, 2004, 49 Anm. 101.

^{lxv} So hat die 0,62 m tiefe und 1,40 m breite Fläche auf der östlichen Bank des Felsgrabes des Sbikezijëi in Bayindir Liman auch zur Aufstellung von Totenbeigaben gedient, J. Borchhardt, Sarkophage der Klassik und ihre Aufstellung

in Lykien und Karien, in: J. Gebauer u.a. (Hrsg.), Bildergeschichte. Festschrift Klaus Stähler (2004) 30; s. auch Borchhardt – Eichner – Kogler – Pesditschek – Seyer a. O. 50.

^{lxv} Nach P. Roos, Survey of rock-cut chamber-tombs in Caria, Part I. South-Eastern Caria and the Lyco-Carian borderland, SIMA 72, 1, 1985, Taf. 19, 6. 55, 4 eine „votive offering bench“.

^{lxv} s. zur Terminologie L. Kogler – M. Seyer, Felsgrab und Sarkophag (in Druck).

^{lxv} s. W. Wolska in: Ausgrabungen in Assos 1991, Asia Minos Studien 10, 1993, 202f.

^{lxv} In seiner Typologie lykischer Gräber erfasst J. Borchhardt, Myra. Eine lykische Metropole in antiker und byzantinischer Zeit, IstForsch 30 (1975) 95ff. die kombinierten Anlagen in ihren Grundformen sowie in ihren freistehenden Ausführungen und führt diese, sofern sie über zwei Grablegen verfügen, unter der Gattung des Doppelgrabes. vgl. P. Demargne, Les Piliers Funéraires, Fouilles de Xanthos I (1958); P. Demargne, Tombes-maisons, Tombes Rupestres et Sarcophages, Fouilles de Xanthos V (1974). Architektonisch sind große monumentale Formen bekannt, wie beispielsweise das oben erwähnte Zzala-Monument in Kadyanda (J. Borchhardt – G. Neumann, AA 1968, 174ff. Abb. 1-9, 12-19, 22-32) oder das gewaltige Grabmal des Xunnije in Limyra, dessen Unter- und Obergeschoß direkt aus dem anstehenden Felsen gewonnen wurden (Borchhardt, FS Machatschek 18ff. Taf. 20).

^{lxv} s. das Grabmal des Hurttuweti in Myra, das über 2 nebeneinander liegende Kammern im Untergeschoss und eine weitere im Obergeschoss verfügt, Borchhardt, FS Machatschek 8ff., Abb. 1-4; ders. – H. Eichner – M. Pesditschek – P. Ruggendorfer, Archäologisch-sprachwissenschaftliches Corpus der Denkmäler mit lykischer Schrift, AnzWien 134, 1997-1999, 56 Taf. 6.

^{lxv} Im Falle des Felsgrabes des Ijamara in Rodiapolis sind die beiden übereinanderliegenden Grabkammern in eine schmucklose Fassade ohne jede architektonische Gliederung eingearbeitet, Borchhardt, FS Machatschek 18 Abb. 16.

^{lxv} Vgl. das Felsgrab des Perpenenis mit einem über dem Giebel des Grabes in einer Nische aus dem Felsen gearbeiteten Sarkophag, J. Borchhardt, Sarkophage der Klassik und Ihre Aufstellung in Lykien und Karien, in: J. Gebauer u.a. (Hrsg.), Bildergeschichte. Festschrift Klaus Stähler (2004) 29 ff. vgl. den freistehenden Sarkophag über dem Grab in Delicedere, S. Kucher, Die Grabung am Reliefgrab im Tal des Delicedere, in: J. Borchhardt, Grabungen und Forschungen in Limyra aus den Jahren 1991-1996, ÖJh 66, 1997, 358ff.

^{lxv} Der Pfeiler in Apollonia, K. Kjejdse – J. Zahle, AA 1975, 341; W. Wurster, AA 1976, 40 Abb. 14. 18.

^{lxv} Borchhardt, FS Machatschek 7ff.

^{lxv} Benndorf – Niemann, Reisen 1, 102.

^{lxv} T. R. Bryces, The Lycians in Literary and Epigraphic Sources (1986) 116ff. zieht die Grabinschrift des Ida Maxzza in Antiphellos (TI 57) heran, die verfügt: „... in die obere Grablege sollen sie hineinlegen Ida Maxzza und seine Frau ... und sie sollen niemand sonst auf ihnen bestatten“.

^{lxv} J. Borchardt, Sarkophage der Klasik und ihre Aufstellung in Lykien und Karien, in: J. Gebauer u.a. (Hrsg.), Bildergeschichte. Festschrift Klaus Stähler (2004) 30.

^{lxv} K. Großschmidt, Knöcherne Zeugen – Aussagen der Anthropologie über die Bewohner von Limyra, in: J. Borchhardt, Die Steine von Zêmuri. Archäologische Forschungen an den verborgenen Wassern von Limyra (1993) 70ff.; F. Işik, Patara 1997, KST 20, II, 159ff. Abb. 13. 16.

^{lxv} Zu mächtigen Grabdenkmälern und Heroa mit der Betonung der Zugehörigkeit des Grabherrn zur Oberschicht, s. Borchhardt, FS Machatschek 7ff.; H. Nießwand, Lykia 2, 1995, 116ff.; H. Işkan, Zum Totenkult in Lykien II: Schlachtopfer an lykischen Gräbern, in: T. Korkut (Hrsg.), Anadolu'da Doğdu. Festschrift für Fahri Işik zum 60. Geburtstag (2004) 379ff.

^{lxv} vgl. E. Walter-Karydi, Gräber ohne Friedhof, in: Festschrift Gerhard Neumann (2003) 123ff.

^{lxv} In den Inschriften wird die untere Grablege ētri ñtata und die obere Grablege hrzzi ñtata genannt, H. C. Melchert, A Dictionary of the Lycian Language (2004) 26.

^{lxv} Borchhardt, FS Machatschek 21.

^{lxv} Die drei nebeneinanderliegenden Gräber des Uwêmi, des Medemudi und des Esete sind einander in der Architektur und in den Proportionen auffallend ähnlich.

^{lxv} Die beiden Grabanlagen werden durch L. Kogler – M. Seyer, Felsgrab und Sarkophag (in Druck) vorgestellt.



Abb. 1: Das Grabmal des Xudara



Abb. 4: Der Vorplatz mit dem Sarkophag und das Grab des Uwêmi



Abb. 5: Die Grabkammer des Grabes des Uwêmi

Abb. 6: Ansicht und Grundriss des Grabes Uwêmi



Abb. 7: Die Inschrift TL 109



Abb. 8: Das Grab des Xntlapa und das Chamosorion auf dem Vorplatz